



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Über die Anziehungskraft der Universität –
zwischen Ideal und Praxis.

ProfessorInnen erzählen von ihrer Arbeit.

Verfasserin

Judith Andrea Berkhout

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, 2013

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 308

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Diplomstudium Volkskunde/Europäische
Ethnologie

Betreuerin / Betreuer:

ao. Univ. Prof. Dr. Klara Löffler

Ich danke

Lientje für eine bedingungslose Freundschaft aus der ich täglich Kraft schöpfe.

Meiner Familie und Freunden nah und fern, die mich in unzähligen Telefonaten gestärkt, aufgebaut, motiviert und immer wieder zum Lachen gebracht haben.

Meiner Mitbewohnerin Alissa für ihre Geduld und ihr Verständnis.

Meinen Korrekturlesern Max, Peter, Jens und Ingmar für ihre Zeit und die inhaltliche und grammatikalische Genauigkeit.

Einer Gruppe von engagierten Studierenden (Ana, Judith, Dani, Laura, Anna, Martin und Max) die mir gezeigt haben, dass Wissenschaft sehr viel mit Leidenschaft zu tun hat.

Meiner Betreuerin Klara Löffler, die mich nicht nur in dieser Phase, sondern während meines gesamten Studiums immer wieder unterstützt, ermutigt und bestärkt hat.

Den InterviewpartnerInnen, ohne die diese Arbeit nicht hätte entstehen können.

“Unsere Herzschläge gehören nicht nur unserem Körper. Wir betten sie in die Weite der Tage, und sie sind stets leise gerade an den Orten zu vernehmen, die wir zurücklassen müssen. Schreiben hat häufig mit Orten zu schaffen, die man zurücklässt. Und mit dem Horchen nach dem eigenen Herzschlag.“¹

Benjamin Lebert

¹ Benjamin Lebert: Wilde Begierde, starke Gefühle. In: DIE ZEIT, Nr. 33, 9.August 2012.

Inhaltsverzeichnis

EINLEITUNG	3
1. ARBEITSWELTEN BEFRAGEN	5
Wahl des Themas, Fragestellungen und Zugangsweisen	5
Text als Welterzeugung - Über die verschiedenen Prozesse der Konstruktion von Wirklichkeit ..	9
2. HINTERGRÜNDE	13
Die Universität im Umbruch	13
Die Anziehungskraft der Universität - Resultat einer Spannung zwischen Ideal und Praxis	16
3. ÜBER ARBEITSWELTEN, DIE LEBENSWELTEN SIND.....	20
Verwendete Begrifflichkeiten und theoretische Zugänge	20
Zum Identitätsbegriff.....	21
Zum Aspekt der Therapeutisierung	25
Zum Arbeitsbegriff.....	26
Das Vorgehen im Feld - Erste Annäherungen	31
Über den Umgang mit (Vor)urteilen - Reflexion der ersten Phase meiner Feldforschung	34
Zweiter Teil der Feldforschung - Über die Arbeit mit dem Material	37
4. INTERVIEWANALYSEN	39
„Ich würde keinen Job wollen, wo ich um fünf den Schreibtisch fallen lass“	39
„Über Jahre hinein ins Leere arbeiten“	48
„Vieles was, was Leuten Stress macht, wie wir alle wissen, ist halt im Kopf“	56
„Das ist für mich keine Mühe [...], sondern das ist ein Vergnügen.“	67
5. EINSICHTEN	71
Arbeit in flexiblen Zeiten	71
6. AUSSICHTEN.....	76
Ein neuer Habitus der Geistes-und KulturwissenschaftlerInnen?	76
LITERATURVERZEICHNIS:.....	80
ANHANG	87
Abstract:.....	87
Lebenslauf.....	88

Einleitung

„Der Universität ist Macht weder fremd, noch ist sie ein Bollwerk gegen Autoritätsverhältnisse“, schreibt Erziehungswissenschaftler Edgar Forster und betont eindringlich worin deren Anziehungskraft besteht:

„[...] darin, dass sie trotzdem immer wieder kritische Geister hervorbringt, die gegen die Zerstörung der Universität durch den Staat, selbst gegen die Universität und ihre Mitglieder Universität als Keim der Revolution im Schatten des Staates begreift.“²

Wie ist es nun möglich, dass eine mit Paradoxien durchzogene Institution dennoch immer wieder kritische Geister hervorbringt? Dieser Frage möchte ich mich unter Berücksichtigung aktueller Ansätze der volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Erzählforschung widmen und anhand von vier Interviewanalysen die Übergänge und Überschneidungen von Ideal und Praxis im erfahrenen Alltag genauer in den Blick nehmen. Meine Arbeit, deren empirische Forschung auf induktiven Methoden aufbaut und die Analyse von Sprachpraxen zum Inhalt hat, zielt nicht auf Repräsentativität sondern auf Repräsentanz. Diese wird, so Roman Langer „hergestellt, indem allgemeine Strukturen aus phänomenalen Einzelfällen heraus präpariert werden.“³ Ich fasse die individuellen Handlungen, subjektive Bedeutungen und Erwartungen daher als „Ausformungen, als Repräsentanzen von latenten, objektiven, sinnhaften Strukturen“⁴, auf.

Vor dem Hintergrund der Annahme, dass die strukturellen Veränderungen an den Universitäten Auswirkungen auf berufliche Selbstverständnisse haben und sich diese in den Äußerungen über die Arbeitswelt finden lassen⁵, werde ich der Frage nachgehen, ob sich, wie Lutz Musner behauptet, von einem „neuen“ Habitus der KulturwissenschaftlerInnen sprechen lassen kann.⁶ Dabei nehme ich mir jene Worte

²Edgar Forster: Die Anziehungskraft der Universität. In: Helga Peskoller, Michaela Ralser, Maria A. Wolf (Hg.): Texturen von Freiheit. Beiträge für Bernhard Rathmayr. University Press, Innsbruck, 2007, S. 110.

³Roman Langer: Hinter den Spiegeln universitärer Governance. Dynamiken informeller Selbstregulierung an der Universität. Lit Verlag Berlin 2006, S. 20.

⁴Ebd. S.20.

⁵Vergleiche: Ronald Hitzler, Thomas S. Eberle: Phänomenologische Lebensweltanalyse. In: Uwe Flick, Ernst von Kardoff, Ines Steinke (Hg.): Qualitative Forschung – Ein Handbuch. Rowohlt Hamburg 2000, S. 109-118.

⁶Vergleiche: Lutz Musner: Ein neuer Habitus des Geistes- und Kulturwissenschaftlers. Über die Situation des wissenschaftlichen Nachwuchses. In: Irene Götz, Barbara Lemberger (Hg.): Prekär arbeiten, prekär Leben. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein gesellschaftliches Phänomen. Campus Verlag, Frankfurt/New York 2009.

Martin Scharfes zu Herzen, die er in einem pointierten und überaus anregenden Artikel an Schreibende richtete: „den Vertreterinnen und Vertretern einer modernen Kulturwissenschaft sei also zu raten, ja es sei ihnen vielleicht gar nichts anderes möglich als: ‚sich andeutend zu verhalten‘.“⁷ Und auch wenn ich der Meinung bin, dass es zu den Pflichten einer kritischen Kulturwissenschaft gehört, gesellschaftliche Missstände zu benennen, möchte ich dies nicht in einer Kampfschrift, sondern in einer Darlegung des Diskurses, des Status quo und meiner eigenen Zugriffe auf das Thema tun. Ich hoffe dem Hinweis Scharfes auf diese Weise gerecht zu werden.

1. Arbeitswelten befragen

Wahl des Themas, Fragestellungen und Zugangsweisen

„Es gehört zur Eigenart historischer Vergewisserung, dass man schwer sagen kann, wie eine Entwicklung beginnt“⁸, schreibt Bernhard Rathmayr und führt auf Norbert Elias verweisend weiter aus: „Wo immer man beginnt ist Bewegung, ist etwas, das vorausging“⁹. Was bei mir während meines Studiums in Bewegung geriet, war mein Blick auf die Institution Universität. Ausgangspunkt meines Interesses dafür, wie sich jemand in seiner oder ihrer Arbeit in der Universität erzählt, war ein Spannungsverhältnis, das sich aus einer Faszination für das Ideal der Bildungsuniversität und einer Abgrenzung gegenüber der Arbeitsrealität an der Institution ergab. Mit der Bildungsuniversität verbinde ich ein Ideal, das Emil Brix in seinem Artikel „Menschenbildung oder Karrierebaukasten?“ in knappen Worten skizzierte:

„Die Universitäten sind Teil des sozialen Vertrages. Ihr Selbstverständnis beruht auf der gesellschaftlichen Übereinkunft, dass es im allgemeinen Interesse liegt wissenschaftliche Ausbildung und Forschung zu fördern. Als Gemeinschaft im Spannungsfeld zwischen Staat und Markt sind Universitäten auch hinsichtlich ihrer Bildungsziele in liberalen Demokratien ein klassischer Bestandteil der Zivilgesellschaft: der Idee des Fortschritts verpflichtete selbstorganisierte Bildungseinrichtungen in denen Erkenntnisse

⁷Martin Scharfe: Denkmäler des Irrtums. Kritik einer gläubigen Wissenschaft. In: Beate Binder, Silke Götsch, Wolfgang Kaschuba, Konrad Vanja (Hg.): Ort. Arbeit. Körper. Ethnographie Europäischer Modernen. 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Berlin 2003, Waxmann Münster, New York, München, Berlin 2005, S. 334.

⁸Bernhard Rathmayr: Historische Anthropologie als Hermeneutik des Menschen Möglichen. In: Gert Dressel, Bernhard Rathmayr (Hg.): Mensch – Gesellschaft – Wissenschaft. Versuche einer Reflexiven Historischen Anthropologie. Sozial- und Kulturwissenschaftliche Studententexte, Band 2. STUDIA Universitätsverlag, Innsbruck 1999, S. 18.

⁹Ebd. S. 18.

weitergegeben und Wissen geschaffen sowie demokratische Tugenden eingeübt werden sollen.“¹⁰

Die Hinwendung zum Thema rührte aus dem Interesse, sich jenen Fragen forschend zu stellen, die ohnehin den Alltag bestimmen - sich denkend und schreibend immer weiter zu bilden. Die Abwendung von der Institution fand ihren Ausdruck in der „unternehmerischen Universität“, deren Selbstverständnis sich unter ökonomischen Gesichtspunkten charakterisieren lässt. „Von der Universität wird gefordert“, so haben es die Bildungswissenschaftler Jan Masschelein und Maarten Simon passend formuliert, „sich selbst räumlich in einem Umfeld zu positionieren, sich dauerhaft am Bedarf auszurichten und dabei mit begrenzten Ressourcen auszukommen.“¹¹ Die Folgen eines solchen Konzeptes haben sowohl Auswirkungen auf die Struktur der Universität als auch auf die Selbstverständnisse der Studierenden, die sich folglich in einem Wettbewerbsumfeld behaupten müssen. Während das Ideal einen freien Denkraum entwirft, in dem sich die Interessierten in der „Auseinandersetzung mit einer Sache von Belang als Gleiche begegnen“¹², stellt sich die Situation in den Institutionen zudem oft durch hierarchische Strukturen und das Ausbleiben klarer Karrierewege als ausgesprochen unsicher dar. In dieser Gleichzeitigkeit mache ich die Basis des Spannungsverhältnisses aus, auf das ich im Folgenden eingehen werde.

Im Laufe meiner „Ausbildung“ an der Universität durfte ich immer wieder Momente erleben, in denen Aspekte des Ideals im täglichen Seminarbetrieb ihre Umsetzung fanden, und ich verstand mich durchaus als Teil einer denkenden Gemeinschaft, die sich leidenschaftlich gern einem Gegenstand hingibt. Die Organisation und Austragung eines Studierendentreffens¹³ kann beispielhaft für einen solchen Moment angeführt werden, aus dessen intensiver Arbeitsphase auch eine Publikation hervorging. Anstelle eines Vorworts schrieb Klara Löffler in dieser Schrift des

¹⁰Emil Brix: Menschenbildung oder Karrierebaukasten. Wie zivil ist die Universität? In: Emil Brix, Jürgen Nautz (Hg.): Universitäten in der Zivilgesellschaft. Passagen Verlag, Wien 2002, S. 22-23.

¹¹Jan Masschelein, Maarten Simon: Jenseits der Exzellenz. Eine kleine Morphologie der Welt-Universität. Diaphanes Zürich 2010, S. 28.

¹²Vergleiche: Ebd. S. 49.

¹³„Das Studierendentreffen wurde als professionelle Fachtagung organisiert, in Anlehnung an Hochschultagungen der dgv. In einem grundsätzlichen Nachdenken über studentisches Engagement, vor allem im Rückblick auf die beiden österreichischen studentischen Tagungen 1988 und 1990, müsste auch die Form der Tagungen reflektiert und kontextualisiert werden – will heißen warum beispielsweise Formen studentischen Engagement sich „professionalisiert“ haben anstatt chaotische unprofessionelle ggf. provokante Formen anzunehmen.“ [Der Auszug stammt aus einem Textentwurf für das Vorwort, welches die HerausgeberInnen Hompesch, Jonas, Punz, Stoffregen, verfassten].

Wiener Instituts:

„Dieses Unfertige, die hier versammelten Aufrufe und Ellipsen, Fragezeichen und Gedankenstriche einer jungen Wissenschaftlergeneration bieten Anregungen und Anreize, auch Angriffspunkte für Auseinandersetzungen, die allein die Weiterentwicklung einer Wissenschaft garantieren“¹⁴.

Mit diesen Worten ist jenes Ideal benannt, das meinen eigenen Blick auf die Universität maßgeblich prägte. Einen Raum für diese Fragezeichen konnte ich in einer weiteren Arbeitsphase finden, in der Klara Löffler, Maria Takacs und ich aus jeweils anderen Perspektiven und Arbeitszusammenhängen (als Betreuerin, als Autorin einer Diplomarbeit, als Studierende) an einem gemeinsamen Vortrag arbeiteten. Damals diskutierten wir im biographisch-ethnographischen Modus über das, was ansonsten meist im Hintergrund, im mehrfach - wie bei einem Bühnenbild - gestaffelten und geschichteten Hintergrund verhandelt wird: über Bedenken und Vorbehalte. Im Gegensatz zur schriftlichen Kommunikation fordert und fördert die Formulierung von Bedenken im Gespräch, so haben wir es formuliert, direkt Resonanz und einen Zwischenraum, gleichermaßen für Sicherheit und Unsicherheit.¹⁵

Ich möchte betonen, dass es Projekte wie die hier skizzierten Arbeitsgruppen sind, die das Ideal der Universität auch heute noch am Leben halten und dafür sorgen, dass es weiterhin Menschen gibt, die sich um die Umsetzung dieser Ideale im Universitätsbetrieb bemühen. Denn solche Momente sind stets an engagierte Personen gebunden und werden oft hinter verschlossenen (Seminar- und Büro) Türen gelebt. Auf den Gängen, in Institutssitzungen und bei Kongressen hatte ich mich einer anderen, dieser ersten fast diametral entgegenstehenden Realität zu stellen: Hier waren Hierarchien keineswegs belanglos, es herrschten vielmehr ungeschriebene Regeln, ein Gewirr von Verbindungen, Präferenzen und Abneigungen. In der Universität, so konstatiert auch Lutz Musner, spielt das „Wechselspiel von Achtung,

¹⁴Klara Löffler: Statt eines Vorwortes. In: Laura Hompesch, Martin Jonas, Judith Punz, Anna Stoffregen (Hg.): Aus dem Tagungskoffer. Reflexion einer Studierendentagung. Wien 2009.

¹⁵Vergleiche: Judith Berkhout, Klara Löffler, Maria Takacs: Dahinter, daneben, darüber hinaus. Abseits im Fokus der Europäischen Ethnologie. In: ZQF Zeitschrift für Qualitative Forschung. Jg. 11, Nr. 2 (2010): Das forschende Lernen in der Biographieforschung - Europäische Traditionen. S.251.

Hochachtung, Nichtbeachtung und Verachtung eine zentrale Rolle“¹⁶. Musner sieht eine Erklärung in „[...] deren Organisationkultur [da diese] wesentlich durch einen gebrochenen Bezug zur Lebenswelt und durch das Prüfungs- und Zeugnismonopol der Hochschullehrer bestimmt wird“¹⁷. Er definiert die „Binnenkultur“ der Universität über eine „hierarchische Ordnung der Zuwendung“, welche zu einer „hochambivalenten Lage“ führe:

„Soziale Anpassungsleistungen müssen als geistige Leistungen rationalisiert und die Herrschaft weniger über viele muss als legitime Konsequenz eben solcher Leistungen ausgewiesen werden, der Mangel an außerschulischen Rückkopplungen muss als besseres Wissen klassifiziert und das knappe, hierarchisch abgestufte Quantum an Zuwendung und Beachtung muss als logische Folge der Qualität erbrachter Leistung identifiziert werden.“¹⁸

Dass mir diese Praxis im besonderen Maße missfällt, führe ich auf meine schulische Sozialisation in Gesamtschulen zurück, deren pädagogische Konzepte maßgeblich von dem Gedanken, niemanden zurück zu lassen, geprägt waren. So konnte ich bereits in der Schulzeit erfahren, was viele erst beim Betreten eines Hörsaals in der Universität erleben: Einen „Ort in dem Menschen als Gleiche zusammenkommen, in dem Denken gemeinschaftlich vollzogen wird und sich ein Publikum um Gedanken herum versammelt“¹⁹. Gesamtschulen eröffnen diesen Raum über einen ergebnisoffenen Weg des Lernens im Lesen, Denken, Diskutieren und Schreiben. Die Resultate dieser Konzeption finden sich in einer unstillbaren Neugierde und einer Leidenschaftlichkeit der Einzelnen, die sich in einer Gruppensituation sowohl als Individuen wie auch als Gemeinschaft begreifen können. Ich halte diese Eigenschaften auch deshalb für so relevant, weil sie in einem Umfeld erworben werden, das keinem elitären Denken geschuldet ist, sondern die Vielschichtigkeit der Gesellschaft repräsentiert. In den Bestrebungen der unternehmerischen Universität wird dieser pädagogische Ansatz geradezu in sein Gegenteil gewendet: Es geht darum, die Exzellenz vom Rest zu trennen und Förderung nur einigen wenigen zukommen zu lassen. Der Gedanke daran, was bei diesem Prozess mit der Gesellschaft passiert, erfüllt mich mit großer Sorge und hat maßgeblich zur Wahl des Themas beigetragen.

¹⁶Lutz Musner: Wissenschaftler als Jahrmarktartisten. In: Beate Binder, Silke Götsch, Wolfgang Kaschuba, Konrad Vanja (Hg.): Ort. Arbeit. Körper. Ethnographie Europäischer Modernen. 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Berlin 2003, Waxmann Münster, New York, München, Berlin 2005, S. 25.

¹⁷Ebd. S. 325.

¹⁸Ebd. S. 326.

¹⁹Jan Masschelein, Maarten Simons: Jenseits der Exzellenz. Eine kleine Morphologie der Welt-Universität. Diaphanes Zürich 2010, S. 61.

Text als Welterzeugung - Über die verschiedenen Prozesse der Konstruktion von Wirklichkeit

Wenn ich mich in dieser Arbeit nun mit dem Ideal der Universität beschäftige, mache ich etwas „eigenes“ zum Forschungsgegenstand. Hermann Bausinger hat in diesem Zusammenhang einmal geraten, sich selbst als „Kleinbürger“ zu begreifen. Diese Sichtweise schließe, so Bausinger, die Erkenntnis ein, dass wir uns selbst der eigenen Grenzen bewusst sind. Er sieht die Chance darin, „dass wir aus unseren Schwächen den Vorteil eines genauen und kritischen Blicks entwickeln“²⁰, welcher nicht nur auf den Untersuchungsgegenstand gerichtet ist, sondern immer auch die eigene Position hinterfragt. Da die Konstruktion von Wirklichkeit auch der Dekonstruktion der interpretierenden Sinngebungen bedarf, betrachte ich die Offenlegung und Transparenz des gesamten Forschungsprozesses als Grundvoraussetzung für eine wissenschaftliche Arbeitsweise. Die Verschriftlichung des Forschungsprozesses hat dabei für mich eine dreifache Bedeutung: Sie dient dazu, das Erforschte festzuhalten, sie ist Mittel der eigenen Selbstreflexion und schließlich nutze ich sie, um Empirie und Theorie im laufenden Feldforschungsprozess gegeneinander abzuwägen. Wenn ich meine Dispositionen im Folgenden explizit schildere, dann tue ich dies, um die spezifische Herangehensweise, den vielfach bestimmten und determinierten Blick offen zu legen und Ergebnisse als Antworten innerhalb eines beschreib- und bestimmbareren Settings erkennbar werden zu lassen. Über Auszüge aus meinen Feldforschungstagebüchern gebe ich einen Einblick in meinen Forschungsprozess und lege dabei die eigenen - sich wandelnden Zugänge - offen. Beginnen möchte ich mit einer Notiz vom Mai 2010, die einen Abend mit Freunden aus dem Studium festhält:

„Der gestrige Abend war wunderschön. So intensive Gespräche, ein so lustiger, ironischer und auch kritischer Umgang mit Alltagsthemen, an dem sich alle Anwesenden gleichermaßen beteiligten. Es war wie früher bei uns am Küchentisch: Alle wollten etwas sagen und drängten sich vor mit ihren Beiträgen. Ein Teil dieser Gemeinschaft zu sein, füllt mich aus, nimmt mir alle Zweifel über mein manchmal lähmendes Gefühl der Einsamkeit und zeigt mir auf die schönste Weise, dass ich doch etwas sehr richtig mache. Ich bin ein Teil eines Netzwerkes, das sich stark und fühlend zugleich zeigt - ein Teil von

²⁰Hermann Bausinger: Wir Kleinbürger. Die Unterwanderung der Kultur. In: Zeitschrift für Volkskunde. 90. Jahrgang 1994 S. 12.

etwas, das ich sehr bewundere.“²¹

Es ist mir wichtig, diesen Einblick in meine Wahrnehmung zu gewähren, weil genau aus dieser Intensität der gelebten Realität meine Perspektive auf die Universität verständlich wird. Bemerkenswert erscheint mir hier die Parallelität von Anziehung und Ablehnung. Im Dezember 2010 versuche ich mich an einer Reflexion und stelle mich der Frage, was nach dem Studium sein wird. Die „Wir-Form“ in der folgenden Passage ist einer Anmerkung eines Freundes geschuldet, die er mir in Bezug auf meinen Wunsch, nach dem Studium das Institut zu verlassen, entgegnete. Schreibend verorte ich uns beide als Teil einer Gemeinschaft, deren Mittelpunkt sich um das Leben im Institut dreht.

„Das Institut gehört zu dem, was wir „zu Hause“ nennen, oder genannt haben. Dort liegt oder lag unsere Aufmerksamkeit; dort waren oder sind unsere Freunde. Hier spielt sich das Leben ab. Die Universität hat mich leben lassen. Sie hat mich gefördert und gefordert. Ich habe geliebt und gelitten, war überwältigt vor Glück und ohnmächtig vor Schmerz. Wenn ich ihr nun den Rücken kehre, was bleibt dann? Wo gehöre ich dann hin?“²²

Es sind Fragen wie diese, die mich während meines Forschungsprozesses fortlaufend begleiteten. Ich nahm die Wissenschaft als ein Spiel wahr, in dem die Bedingungen, also die Spielregeln, vernichtend sind. Für mich stand das System für eine Haltlosigkeit, die mittels befristeter Verträge Konkurrenz fördert, damit Druck produziert und Menschen in bestimmte Lager drängt. Der daraus resultierende Sozialdruck wurde von mir besonders dadurch verstärkt wahrgenommen, dass sich bereits Lager unter Freunden andeuteten. Um mir meiner Gefühle bewusst zu werden und mich von diesen zu einem späteren Zeitpunkt distanzieren zu können, schrieb ich sie in unbestimmten Abständen nieder. Häufig diente mir dazu mein Tagebuch. Einerseits, weil ich es über die lange Periode der Auseinandersetzung mit diesen Fragen zuverlässiger bei mir trug als mein Forschungstagebuch und andererseits, weil ich selbst die Grenzen zwischen Forschung und Leben nicht so klar ausmachen konnte. Im April 2012 hielt ich fest:

„Der Frust, den ich empfinde, der rührt daher, dass ich mich von einer Familie distanzieren,

²¹Aus dem Tagebuch. 15. Mai 2010.

²²Aus dem Tagebuch. 19. Dezember 2010.

die mir das Atmen verunmöglicht. Gleichzeitig weiß ich nicht, wie ich ohne sie atmen soll. Ich hatte eine solche Abneigung gegenüber dem System und eine solche Zuneigung den Menschen im System gegenüber, dass es mich wahnsinnig machte.“²³

Es folgten die immer wiederkehrenden Fragen nach meinen Beweggründen. Was ich hier zeigen möchte, ist mein den gesamten Forschungsprozess begleitendes Hadern mit dem Thema und der gewählten Methodik. Jede Vor- und Zwischenannahme steht damit jederzeit zur Disposition und wird von mir selbst permanent hinterfragt. Das Wissen darüber, dass diese Annahmen mein Vorgehen im Feld maßgeblich beeinflussen, ist Anlass des Fragens mittels dessen ich mir Klarheit über meine eigenen Zugangsweisen zu verschaffen hoffe. Ich suche nach Antworten, wobei es lange nur Fragen sind, die mich begleiten:

„Was will ich eigentlich mit dieser Arbeit? Ich bin induktiv vorgegangen und habe angenommen, das Material würde mich schon irgendwo hin tragen. Am Ausgangspunkt stand der Wunsch, mich schreibend über das Gefühl des Durcheinanderseins hinwegzusetzen. Und nun? Wo bin ich jetzt gelandet? ... Ich war wütend. Der Ausgangspunkt der Auseinandersetzung war Wut. Was ist geblieben? Habe ich mich innerlich distanziert? Ich glaube schon. Ich habe abgeschlossen mit dem Gedanken an eine Karriere in der Universität. Und meine Wut? Was ist damit passiert?“²⁴

Ich möchte mein methodisches Vorgehen daher als Suchbewegung beschreiben, die sich im Wechselspiel von theoretischen und empirischen Erfahrungen entwickelt hat.²⁵ Darüber hinaus ist es mein Anliegen, die „symbolisch erzeugte Welt so zu zeigen, daß sie als eine bestimmte gesehen [werden kann]“²⁶. Eine, die von mir unter gewissen Voraussetzungen zu einem bestimmten Zeitpunkt in einem spezifischen Raum entstanden ist. Und indem ich diese spezifischen Bedingungen darlege, mache ich den Prozess der Konstruktion von Wirklichkeit erkennbar. Maria Takacs hat die spezifische Bedeutung, die dem Schreiben in diesem Prozess zukommt, in dem bereits genannten Artikel „Dahinter, daneben, darüber hinaus. Abseits im Fokus der

²³Aus dem Feldforschungstagebuch. 23. April 2012.

²⁴Aus dem Feldforschungstagebuch. 23. April 2012.

²⁵Vergleiche: Birgit Buchinger, Doris Gödl, Ulrike Gschwandtner: Berufskarrieren von Frauen und Männern an Österreichs Universitäten. Eine soziologische Studie über die Vereinbarkeit von Beruf und Privatem. Verlag Österreich GmbH Wien 2002, S. 38.

²⁶Uwe Flick: Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. Rowohlt Hamburg (2. Auflage) 1996, S. 52.

Europäischen Ethnologie“, wunderschön in Worte gefasst. Hier ein Auszug:

„Text macht Sprache greifbar, er macht Gesagtes begreifbar und angreifbar. Gesagtes wirkt und verflüchtigt. Das Schreiben hält fest. Der Text, das Schreiben macht dingfest, ermöglicht die Analyse: die Betrachtung, den Vergleich, die Erklärung etc. Ethnographie braucht diese Mittel und Techniken, sie braucht den Text. Ethnographie hat sich der Beschreibung verschrieben. Sie schreibt über soziale Strukturen, über Dinge und ihre Verwendung, sie beschreibt Zeiten, Räume, Ordnungen und wie die Menschen sich darin bewegen. Dieses Schreiben ist immer Mittel, Medium. Und immer auch an einen (mehrere) Zweck(e) gebunden. Es hat Funktion und Status. Es wird demnach bemessen. Auch dieses Messen dient der Orientierung, der Selbstvergewisserung, der Versicherung. Drinnen und Draußen.“²⁷

In diesem doppelten Sinne von Selbstvergewisserung und Nachvollzug stehen die Notizen aus den Tagebüchern also gleichermaßen für ein „Drinnen und Draußen“. Da „Alltagserkenntnis und –wissen zur Basis [werden], von der aus Sozialwissenschaftler eine in stärkerem Maße formalisierte und verallgemeinerte ‚Version von Welt‘ (Goodmann 1984) entwickeln“²⁸, halte ich es für unabdingbar, die Perspektive und den Entstehungsprozess des Textes darzulegen. Nur so bleibt der Verlauf transparent und das Produkt damit anfechtbar. Die autoethnographischen Textbausteine begreife ich daher mit Brigitte Bömisch-Brednich als „konsequente Bejahung einer vielschichtigen, dezentrierten und reflexiv arbeitenden Sozialforschung: Eine Sozial- und Kulturforschung, die schreibende und beschriebene Subjekte vereint, Wahrheit als situiert, konstruiert und veränderbar beschreibt, eine Schreibform, die sowohl präsentiert als auch repräsentiert.“²⁹ Und um diesen Abschnitt über die Notwendigkeit der Reflexivität nun zu einem vorläufigen Ende kommen zu lassen, möchte ich mit jenen Worten Pierre Bourdieus schließen, die er in dem Band „Kultur, soziale Praxis, Text“ zum Ausdruck brachte und die für mich generell als Maßstab guter Forschung stehen: „Die Sozialgeschichte und die Soziologie der Soziologie, verstanden als Erforschung des wissenschaftlichen Unbewussten des Soziologen, vermittelt durch die Formulierung der Problemgenese, der Denkkategorien und der von ihm eingesetzten

²⁷Judith Berkhout, Klara Löffler, Maria Takacs: Dahinter, daneben, darüber hinaus. Abseits im Fokus der Europäischen Ethnologie. In: ZQF Zeitschrift für Qualitative Forschung. Das forschende Lernen in der Biographieforschung - Europäische Traditionen - *Thementeil*. Jg. 11, Nr. 2. 2010, S. 258.

²⁸Uwe Flick: Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. Rowohlt Hamburg (2. Auflage) 1996, S. 46.

²⁹Brigitte Bömisch-Brednich: Autoethnografie. Neue Ansätze zur Subjektivität in kulturalanthropologischer Forschung. In: Zeitschrift für Volkskunde 108. Jahrgang 2012, Heft 1, S. 58.

Untersuchungswerkzeuge, bilden die absolute Grundvoraussetzung für die wissenschaftliche Praxis.“³⁰

2. Hintergründe

Die Universität im Umbruch

In dem inspirierenden Artikel „Ein neuer Habitus des Geistes- und Kulturwissenschaftlers“, der einzig durch die männliche Form des Titels irritiert, wird die Aussage, Wissenschaft heute noch um ihrer selbst Willen betreiben zu wollen, zum obszönen Akt erklärt. Lutz Musner, Autor des besagten Textes, sieht den Gesellschaftsvertrag mit der Wissenschaft bedroht:

„Das heißt, [das sich] das Vertrauen darauf, dass eine mit genügend Freiräumen ausgestattete Wissenschaft gleichsam ‚automatisch‘ vielfältige Vorteile für ein Gemeinwesen erbringt, sistiert und letztlich die Demokratie befördernde Spannung zwischen dem kulturellen und dem institutionellen Wissen aufgelöst [hat]“³¹.

Was in dieser Passage zum Ausdruck kommt, ist der Verlust der gesellschaftlichen Anerkennung von Wissenschaft. Und dieser Anerkennung liegt das Ideal zugrunde, dem ich mich widme und an dem sich die interviewten ProfessorInnen orientieren. Der genannte Zwiespalt zwischen Ideal und Lebenswirklichkeit ist demnach vor dem Hintergrund der Universität im Wandel zu betrachten. Dieser Wandel ist mit dem Universitätsgesetz 2002 auch rechtlich vollzogen worden. „In der neuen Entscheidungs- und Verantwortungsstruktur ist die Mitbestimmung der Universitätslehrerinnen und -lehrer des Mittelbaus und der Studierenden weitgehend ausgeschaltet“³² schreibt Gerlinde Malli und führt weiter aus: „Die Charakteristika der neuen Struktur, wie sie die erweiterte Autonomie vorsieht, werden der

³⁰Pierre Bourdieu: Narzisstische Reflexivität und wissenschaftliche Reflexivität. In: Eberhard Berg, Martin Fuchs (Hg.): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1993, S. 372.

³¹Lutz Musner: Ein neuer Habitus des Geistes- und Kulturwissenschaftlers. Über die Situation des wissenschaftlichen Nachwuchses. In: Irene Götz, Barbara Lemberger (Hg.): Prekär arbeiten, prekär Leben. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein gesellschaftliches Phänomen. Campus Verlag, Frankfurt am Main, New York 2009, S. 211.

³² Gerlinde Malli: Angestellt auf Zeit – Marginalisierung im Universitätsbetrieb. In: Elisabeth Katschnig-Fach (Hg.): Das ganz alltägliche Elend. Begegnungen im Schatten des Neoliberalismus. Löcker Verlag Wien 2003, S. 166.

Wirtschaftseffizienz angepasst“³³. Die Folgen dieser Reform haben maßgeblichen Einfluss auf das Leben jener WissenschaftlerInnen, die eine Karriere an der Universität anstreben: Es werden immer weniger Stellen auf Lebenszeit ausgeschrieben und immer mehr Personen nehmen kurze, schlecht bezahlte Verträge an, die ihnen eine begrenzte Sicherheit von wenigen Jahren gewähren, ohne zu wissen, welche Möglichkeiten sich danach ergeben. Gerlinde Malli sieht die „Ungewissheit als erzwungenes Lebensprinzip“³⁴, als eine Folge der zunehmenden Ökonomisierung der Universitäten. „Die finanzielle Beengtheit nötigt zur permanenten Jagd nach Aufträgen, um nicht zu verarmen“, betont Malli weiter und ist der Ansicht, dass „die Anstrengungen und Unsicherheiten [...] auf Dauer weder physisch noch psychisch durchzuhalten [sind]“³⁵. Auch Konrad Paul Liesmann, Autor des Werkes „Theorie der Unbildung“, beobachtet eine Neoliberalisierung des Universitätsbetriebs. In einem Interview mit dem Journalisten Robert Misik betont er: „Wir haben jene (humanistische) Bildungsidee ersetzt durch Wettbewerb.“³⁶ Er rät daher „die Idee der humanistischen Bildung, wie wir sie seit Humboldt kennen, dem gegenwärtigen Geist entgegenzuhalten.“³⁷

Auch in den vier Gesprächen mit den ProfessorInnen werden die Aussagen häufig vor dieser Folie der unternehmerischen Universität getroffen, wobei stets der Verlust eines gewissen Bildungsideals beklagt wird. Bevor ich auf das Ideal der Universität eingehe, möchte ich noch einmal eindringlicher auf den bereits zitierten Artikel Lutz Musners zu sprechen kommen, der mich in gleichen Maße erfreute wie er mich bestürzte. Diese Ambivalenz führe ich auf die Ironie zurück, die Musner als Mittel der Kritik verwendet. So sehr ich die Enttäuschung über die dargestellte Situation nachempfinden kann und ich im ersten Moment so etwas wie Dankbarkeit dafür empfand, dass jemand aus dem universitären Feld aufsteht und den Mut hat, auszusprechen, was gesagt gehört, war es nicht diese Sympathie, die mich zum Nachdenken veranlasste. Es war vielmehr eine Distanz, die ich zum Text und damit zur Argumentation des Autors aufbaute, die mich innehalten ließ. Von der Härte, die

³³ Gerlinde Malli: Angestellt auf Zeit – Marginalisierung im Universitätsbetrieb. In: Elisabeth Katschnig-Fach (Hg.): Das ganz alltägliche Elend. Begegnungen im Schatten des Neoliberalismus. Löcker Verlag Wien 2003, S.166.

³⁴Ebd. S 169.

³⁵Ebd. S. 170.

³⁶<http://homepage.univie.ac.at/konrad.liessmann/Unbildung.pdf> [30.12.12]

³⁷Vergleiche: www.misik.at/die-großen-interviews/werden-wir-immer-dummer-herr-liessmann.php [02.01.13]

seine Worte über die ironische Aufladung erhalten, distanzieren sich mich deutlich. Mir scheint als hätte der Autor aufgegeben und würde an eine Veränderung der bestehenden Umstände nicht länger glauben. Ich habe einen anderen Blick auf das Feld, der sich auf die Strategien der ProfessorInnen richtet und deren Bemühen in den Mittelpunkt der Auseinandersetzung rückt. Da Musner aber genau jene Entwicklungen skizziert, die als Hintergrund für die Handlungen der ProfessorInnen von großer Bedeutung sind, nehme ich mir die Freiheit, einen längeren Ausschnitt wiederzugeben. Anschließend werde ich mich der Frage widmen, inwiefern das Fehlen des von mir beschriebenen Ideals einen Einfluss auf das hier skizzierte Bild von Universität haben könnte.

„Wem der kleine, aber feine Produzentenmarkt der akademischen Lizitationsgemeinde zu wenig gesundes Selbstwertgefühl vermittelt oder wer sich ein höheres Maß an ideeller und materieller Zuwendung auf dem exklusiven Konsumentenmarkt der Zeitgeistdiagnostik und Politikberatung wünscht, dem steht eine (Zusatz-)Karriere als Wortkünstler und Artist auf dem Markt intellektueller Showläufe offen. Wesentlich dabei ist aber, dass der Betreffende auch hier die Logik kapitalistischer Aufmerksamkeit richtig einzuschätzen weiß. Provokationen sollte man also nur dann tätigen, wenn es den real Mächtigen nicht wehtut, und Inszenierungen sind so anzulegen, dass die bewährte Meister-Jünger-Beziehung über den Kreis der Universität hinaus reproduziert wird. Leitsemantiken sollte man so formulieren, dass eigene Problemstellungen zu Lasten abgehandelt werden, und prägnante Plots sollte man so setzen, dass komplexe Fragen im eigenen Jargon verhandelt werden können. Soziale Probleme sollte man am besten pädagogisieren, sodass ihre Lösung einer verlängerten Schulbank bedarf und der eigenen Zukunft ein Zusatzeinkommen sichert. Und generell sollten gelungene Lösungsstrategien darauf abzielen, einen selbst als kompetenten Experten vorzusehen und damit eine Macht- und Marktnähe zu sichern, die missliebige Konkurrenten prophylaktisch fernhält.“³⁸

Die bereits angedeutete Distanz, die ich bei diesem Text verspüre, rührt aus dem Fehlen eines für mich zentralen Aspektes von Universität: dem Ideal. Dieses wird in der Qualität des Organismus hervorgehoben, den Rolf Lindner in seinem Artikel der dargelegten Seite der „erkrankten“ Universität gegenüberstellt und damit die Argumentation Musners um einen bedeutenden Aspekt erweitert: „Die Vorstellung, Wissenschaft bilde eine autonome Kultur, die sich dem Betrieb entziehen kann, ist längst obsolet geworden“, konstatiert Lindner im selben Band des 34. Kongresses der

³⁸Lutz Musner: Wissenschaftler als Jahrmarktartisten. In: Beate Binder, Silke Götsch, Wolfgang Kaschuba, Konrad Vanja (Hg.): Ort. Arbeit. Körper. Ethnographie Europäischer Modernen. 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Berlin 2003, Waxmann Münster, New York, München, Berlin 2005, S. 326.

Deutschen Gesellschaft für Volkskunde und führt weiter aus: „Im Gegenteil, sie muss sich dem Betrieb stellen, um überleben, um sich ihm entgegenstellen, um leben zu können“³⁹. Indem Musner seinen Blick auf das große Ganze richtet (in diesem Fall auf die Symptome der erkrankten Universität), bleibt ihm jene Einsicht verwehrt, die nur über eine empirische Auseinandersetzung mit den Alltagspraxen in der Universität ermittelt werden kann. Doch bevor ich mich dieser widme, möchte ich in folgendem Kapitel auf jene Bedingungen eingehen, die erfüllt sein müssen, damit sich die von Lindner betonte Praxis der Entgegenstellung vollziehen kann.

Die Anziehungskraft der Universität - Resultat einer Spannung zwischen Ideal und Praxis

„In einer Zeit, in der es Tendenzen gibt, jedes Schul- und Hochschulwissen durch das Nadelöhr testbarer Überprüfbarkeit zu pressen und darauf zuzurichten, drängt sich die Frage auf, ob nicht die Testbarkeit des Wissens dadurch erkaufte wird, dass es abgeschnitten ist von den Beunruhigungen durch die Welt – und von den Bemühungen, mit diesen Beunruhigungen anders fertig zu werden als durch die Übernahme von Expertenwissen, das allgemein anerkannt wird“⁴⁰,

schreibt Horst Rumpf und bringt damit die Problematik an den Hochschulen auf den Punkt. „Es wird etwas vergessen“, führt Rumpf weiter aus, „wenn Wissenschaftsresultate weitergegeben werden, ohne dass etwas von der Unsicherheit, der tastenden, fragmentarischen Eigenart jeder Erkenntnis in ihnen nachzittert. Und an diesem Etwas“, so folgert Rumpf, „hängt es, ob das Wissen ‚Nachschwätzerei‘ ist“⁴¹. Es geht hier also um die Notwendigkeit eines Raumes, in dem diese Unsicherheit möglich bleibt. Die Leserunden, die sich in den siebziger Jahren am Institut für Erziehungswissenschaften in Innsbruck unter der Bezeichnung „Bibelrunden“ formierten, sind ein Beispiel für eben solche Räume, in denen das Ideal im Institutsalltag seine Umsetzung findet: „In diesen Bibelrunden lebte eine Gegenwelt, die doch Teil des Instituts war und deren Bewohner auch Protagonisten

³⁹Rolf Lindner: Wissenschaft als Kulturbetrieb. Panel. Einführung. In: Beate Binder, Silke Götsch, Wolfgang Kaschuba, Konrad Vanja (Hg.): Ort. Arbeit. Körper. Ethnographie Europäischer Modernen. 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Berlin 2003, Waxmann Münster, New York, München, Berlin 2005, S.311.

⁴⁰Horst Rumpf: Anfängliche Aufmerksamkeit und ihre Verdrängung. Über bleibende Probleme Wissenschaft zu lehren. In: Helga Peskoller, Michaela Ralser, Maria A. Wolf (Hg.): Texturen von Freiheit. Beiträge für Bernhard Rathmayr. University Press Innsbruck 2007, S. 104.

⁴¹Ebd. S. 103.

in diesen großen Schlachten um die Freiheit waren“⁴², lässt uns Dietmar Larcher wissen und fasst zusammen, worum es in diesen Runden ging:

„Hier ging es um das Verstehen und geistige Strukturen des eigenen wissenschaftlichen Handelns, und zwar jenseits jeden Statusgefälles und jeder Hierarchie. Hier wurde nicht um Macht gekämpft, hier hatte jeder die gleichen Chancen, sich Gehör zu verschaffen und Anerkennung zu finden.“⁴³

Während „eine Institutsversammlung mit dem einzigen Tagesordnungspunkt ‚Die Implementierung der neuen Institutsordnung‘ [...] zur Saalschlacht“⁴⁴ geriet, existiert über solche Formate wie jene der Bibelrunden eine Gleichzeitigkeit von gelebten Praxen, in denen sich die Kämpfe um Mitbestimmung vollziehen. Horst Rumpf betont, wie wichtig es ist, eben jene Bedingungen zu gewähren, in denen eine „anfängliche Aufmerksamkeit“⁴⁵ überhaupt erst entstehen kann. Masschelein und Simons sind der Meinung, dass die dafür notwendigen Bedingungen in der Vorlesung geschaffen sind. Die spezifisch pädagogische Form der Universität, so Masschelein und Simons, komme in der Vorlesung zum Ausdruck, da in dieser in der Gegenwart einer Sache über Dinge von Belang gesprochen wird:

„Der Hörsaal und die öffentliche Vorlesung sind der Ort und die Zeit, wo Leute ohne klare Position sind, wo sie sich exponieren, wo sie außerhalb der Zeit der Produktion und Mobilisierung stehen, weil sie durch eine Herausforderung zum Denken verlangsamt werden, durch die Provokation, sich an einen Gegenstand zu binden und ihn zu hinterfragen.“⁴⁶

Die Welt wird, so die Autoren, durch die Rede der vortragenden Person als Thema gegenwärtig. Die Spannung, die sich aufgrund der gemeinsamen Auseinandersetzung im Hörsaal ausbreitet, findet in der folgenden Passage ihren Ausdruck:

„Es ist eine Möglichkeit des öffentlichen Denkens, das sich durch die Deutung der Dinge vor einer Hörerschaft artikuliert, während man sich selbst in der Präsenz dieser Dinge befindet, wodurch man diese sozusagen zum sprechen bringt. Oft schlecht artikuliert, zögernd, fragend, tastend,

⁴²Dietmar Larcher: We don't need no education. Der dritte Raum und die Philosophie des Als Ob als Wiegenlieder einer Institutskultur. In: Helga Peskoller, Michaela Ralser, Maria A. Wolf (Hg.): Texturen von Freiheit. Beiträge für Bernhard Rathmayr. University Press Innsbruck 2007, S. 93.

⁴³Ebd. S. 93.

⁴⁴Ebd. S. 85.

⁴⁵Horst Rumpf: Anfängliche Aufmerksamkeit und ihre Veränderung. Über bleibende Probleme Wissenschaft zu lehren. In: Helga Peskoller, Michaela Ralser, Maria A. Wolf (Hg.): Texturen von Freiheit. Beiträge für Bernhard Rathmayr. University Press, Innsbruck, 2007.

⁴⁶Jan Masschelein, Maarten Simons: Jenseits der Exzellenz. Eine kleine Morphologie der Welt-Universität. Diaphanes Zürich 2010, S. 59.

suchend, aber diese Präsenz ist das Ereignis, das zum Denken provoziert.“⁴⁷

Aus diesem Einlassen auf einen Sachverhalt, dieser Hingabe zu einer Thematik, entspringt also jene Kritikfähigkeit, die für die Universität so bezeichnend ist. Eine Kritikfähigkeit, die uns als reife Mitglieder einer Demokratie auszeichnet und von der gesprochen wird, wenn vom alten Gesellschaftsvertrag mit der Universität die Rede ist. Diese Eigenschaft bedarf eben jener Freiheit, die heute aufgrund des unternehmerischen Ethos verunmöglicht ist. Denn der Nährboden ihrer Existenz ist der freie Raum, in dem die Einzelnen nicht von Interessen geleitet, sondern einfach interessiert sind⁴⁸. Jan Masschelein und Maarten Simons sprechen vom „Verlangsamten“ unserer Gedanken, welches Voraussetzung für jede kritische Auseinandersetzung ist. Erst dieses würde uns die „Möglichkeit zu einem um ein wenig veränderten Bewusstsein der Probleme und Situationen schaffen [...], die uns heute bewegen“. Jenes Zögern ist es auch, das Joseph Vogl in seiner Antrittsvorlesung an der Humboldt Universität zu Berlin thematisiert:

„Im Zaudern verdichtet sich ein kritisches, krisenhaftes Verhältnis von Tat und Hemmung, Handeln und Grund, Gesetz und Vollzug; und dabei wird zwangsläufig der Boden aufgewühlt, auf dem überhaupt sich eine Welt, ein Weltverhältnis konstituiert.“⁴⁹

Masschelein und Simons heben in diesem Zusammenhang treffend hervor, „dass in der Gegenwart einer Sache stets die eigene Position auf dem Spiel steht.“⁵⁰ Ein Einwand, der mir auch deshalb so plausibel erscheint, weil er aufzeigt, warum das Spannungsverhältnis zwischen Ideal und Arbeitsrealität in der Universität so ausgesprochen brisant ist: Während das Ideal die Gleichheit aller vor dem Gegenstand und die Vorläufigkeit der eigenen Position voraussetzt, stellt sich auf der anderen Seite eine Welt der Hierarchie dar, in der festgefahrene Positionen aufeinanderprallen und sich täglich erneut ein Kampf um Macht entfacht. Nur diese Gegensätzlichkeit gibt der Thematik ihre eigentümliche Anziehungskraft, die für die Universität, so Edgar Forster, konstitutiv ist: „Intellektuelle Freigeister verkörpern

⁴⁷ Jan Masschelein, Maarten Simons: *Jenseits der Exzellenz. Eine kleine Morphologie der Welt-Universität*. Diaphanes Zürich 2010, S.60-61.

⁴⁸ Vergleiche: Ebd. S. 10.

⁴⁹ Joseph Vogl: *Über das Zaudern*. Diaphanes Zürich, Berlin 2008, S. 25.

⁵⁰ Vergleiche: Jan Masschelein, Maarten Simons: *Jenseits der Exzellenz. Eine kleine Morphologie der Welt-Universität*. Diaphanes Zürich 2010, S. 72.

nicht die Unbeschränktheit, aber den lohnenswerten Kampf dafür“⁵¹, schreibt dieser und bringt damit etwas zum Ausdruck, was im Hinblick auf die Erzählungen der Akteure besonders treffend ist. Denn hier sprechen ProfessorInnen mit einer Studierenden über ihr Berufsfeld und leisten dabei einen Beitrag in diesem Kampf.

Klaus Schönberger macht auf die Bedeutung von hegemonialen Leitbildern aufmerksam, zu denen ich jenes der freien Universität zählen würde und betont, dass diese für „unterschiedliche soziale Gruppen“ ein Referenzpunkt seien, der „im Moment seines Bedeutungsverlustes den Bezugspunkt für Konflikte und Probleme“ darstelle.⁵² Dieser Aussage kann ich im Hinblick auf das hier verhandelte Leitbild nur beipflichten. Das Ideal der freien Universität ist längst von einem anderen ersetzt (dem der unternehmerischen Universität), das ebenso viele Verfechter besitzt wie jenes, das mir selbst als erstrebenswert erscheint. In den Erzählungen der ProfessorInnen konnte ich jene Praxis finden, die Klara Löffler in ihrem Aufsatz „Anwendungen des Biographischen“ als Chance beschrieben hat: „Es geht darum, die Wechselwirkungen und Unwägbarkeiten in den Auseinandersetzungen mit Kulturalisierungsprozessen, die das Primat des Ökonomischen unterstützen sollen, sichtbar zu machen“⁵³. Die Lehrenden stellen die gegenwärtigen Bestrebungen seitens der Politik, die Universität zu einer unternehmerischen Institution werden zu lassen, vehement in Frage. Und damit sind die Interviews Beispiele für das Streben nach eben jenen Idealen, die in ihnen verhandelt werden.

⁵¹Edgar Forster : Die Anziehungskraft der Universität. In: Helga Peskoller, Michaela Ralser, Maria A. Wolf (Hg.): Texturen von Freiheit. Beiträge für Bernhard Rathmayr. University Press Innsbruck 2007, S. 114.

⁵²Klaus Schönberger: Widerständigkeit der Biografie. Zu den Grenzen der Entgrenzung neuer Konzepte alltäglicher Lebensführung im Übergang vom fordistischen zum postfordistischen Arbeitsparadigma. In: Irene Götz, Barbara Lemberger (Hg.): Prekär arbeiten, prekär Leben. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein gesellschaftliches Phänomen. Campus Verlag Frankfurt am Main, New York 2009, S. 67.

⁵³Klara Löffler: Anwendungen des Biographischen. Sondierungen in den neuen Arbeitswelten. In: Thomas Hengartner/ Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Festschrift für Albrecht Lehmann. Dietrich Reimer Verlag Berlin, Hamburg 2005, S. 193.

3. Über Arbeitswelten, die Lebenswelten sind

Verwendete Begrifflichkeiten und theoretische Zugänge

Das Interesse der Europäischen Ethnologie ist es, Spuren des gesellschaftlich Allgemeinen in Handlungen und Praktiken und damit auch in einzelnen Biografien zu rekonstruieren. Dies erfolgt in dem gezielten Blick auf die Muster der individuellen Strukturierung und Verarbeitung von Ereignissen in sozialen Kontexten, welche auf die gesellschaftlichen Regeln, Diskurse und sozialen Bedingungen verweisen.⁵⁴ Gesellschaft, nach Simmel⁵⁵ als ein durch Wechselwirkungen erzeugtes Gebilde verstanden, ist also mittels des systematischen Blicks auf die Wechselwirkungen und Interdependenzen zwischen den Teilen (Individuen) und dem Ganzen (der Gesellschaft) zu rekonstruieren. Eine Schlüsselfunktion in der Analyse von sozialen Systemen nimmt damit die Kommunikation ein. Meine Arbeit setzt Erzählungen in den Mittelpunkt der Analyse und betrachtet diese in Anlehnung an Alexandra Kofler als narrativen Prozess der Herstellung eines situierten, perspektivischen, dynamischen und bedeutungsoffenen Selbst. „In einer narrativen Perspektive wird das Selbst mit und in seinen Geschichten hervorgebracht und erweist sich als ein Produkt fortgesetzter jedoch zunehmend wechselhafter Sinnzuschreibungen. Die Form der Identität ergibt sich dabei aus der narrativen Konfiguration – letztlich aus der Form der Erzählung.“⁵⁶ Den Erzählungen nähere ich mich unter Berücksichtigung der Kontexte aus der mir bekannten Biografie der Personen sowie der Erzählsituation, die ich mit Klara Löffler als „kommunikativen Akt der Referenz auf Wirklichkeit“⁵⁷ begreife. Albrecht Lehmann hat darauf hingewiesen, dass

„Soziale und kulturelle Verhältnisse [...] stets ihre subjektive Seite [haben]. Das heißt, immer sind ihnen einzelne Menschen ausgesetzt und immer werden diese Verhältnisse auch von diesen Menschen geschaffen. Deswegen können soziokulturelle Erscheinungen in ihrer ganzen Geltung allein unter der Voraussetzung verstanden werden, daß dieser subjektive Aspekt einer

⁵⁴Vergleiche: Elisabeth Tuidor: Diskursanalyse und Biographieforschung. Zum wie und warum von Subjektpositionierungen. Nachzulesen auf: <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/249/549> [18.08.12]

⁵⁵Vergleiche: Georg Simmel: Das Problem der Soziologie. In: Georg Simmel: Soziologie: Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Gesamtausgabe, Bd. 11. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1992 [1908], S. 13-41.

⁵⁶Alexandra Kofler: Erzählen über Liebe. Die Konstruktion von Identität in autobiographischen Interviews. Campus Verlag Frankfurt am Main, New York 2012, S. 11.

⁵⁷Klara Löffler: Kleines Glossar, Erzählen, In: Österreich in Geschichte und Literatur. Europäische Ethnologie. 56.Jahrgang 2012, Heft 2, S.200.

objektiven Realität berücksichtigt wird.“⁵⁸

Ich gehe also davon aus, dass sich die Individuen über die Beziehungen zu Anderen erfahren und ihre Identität auch „im Blick des Anderen“⁵⁹ erhalten. Beim Arbeiten mit Erzählungen berücksichtige ich mit Lehmann drei Voraussetzungen: Erstens, vermitteln Menschen sich über Geschichten. Zweitens, können aus diesen artikulierten Geschichten Rückschlüsse auf das Denken und Handeln der Menschen als Individuen und soziale Wesen geschlossen werden. Und Drittens, ist davon auszugehen, dass sich der Einzelne als Teil der großen Geschichte im Laufe seines Lebens permanent verändert.⁶⁰ Mit Lichtenberger-Fenz und Ingrisch fasse ich die Rekonstruktionen des Lebens weiters als Selbstdarstellungen auf, welche die Vergangenheit zu analysieren versuchen und dabei die Gegenwart spiegeln.⁶¹

Zum Identitätsbegriff

„Für das Feld poststrukturalistischer Theorien⁶² sind Subjekt/Subjektidentität und Identität zentrale Gegenstände einer kulturwissenschaftlichen Analytik“⁶³ betont Andreas Reckwitz in dem Band „Poststrukturalistische Sozialwissenschaften“ und führt weiter aus, dass „[...] Subjektivität innerhalb der Kulturwissenschaften als ein Produkt historisch spezifischer kultureller (und psychischer) Subjektivierungsformen rekonstruierbar wird.“⁶⁴ In diesem Sinne forderte Hermann Bausinger: „die mit vergangenen Sozialformen vielfach noch verknüpften Vorstellungen bruchloser Identität zu relativieren, [...] die heutigen Identifikationsangebote aufzuspüren und

⁵⁸Albrecht Lehmann: Leitlinien des Lebensgeschichtlichen Erzählens. In: R. W. Brednich, H. Lixfeld u.a. (Hg.): Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Autobiographische Materialien in der volkskundlichen Forschung. Freiburg 1981, S. 73.

⁵⁹Alexandra Kofler: Erzählen über Liebe. Die Konstruktion von Identität in autobiographischen Interviews. Campus Verlag Frankfurt am Main, New York 2012, S. 12.

⁶⁰Vergleiche: Albrecht Lehmann: Reden über Erfahrung. Kulturwissenschaftliche Bewusstseinsanalyse des Erzählens. Dietrich Reimer Verlag GmbH Berlin 2007, S. 12-13.

⁶¹Brigitte Lichtenberger-Fenz, Doris Ingrisch: Lust am Denken – Lust am Leben. Wissenschaft(lerinnen) im Selbstportrait. Vier-Viertel-Verlag Strasshof 2000, S.13.

⁶²Mit diesem Begriff ist eine theoretische Ausrichtung verbunden, die sich in Anlehnung an Michel Foucault um die kontextuelle Einbettung von Strukturen in ihr Gewordensein bemüht. Vergleiche hierzu: Dirk Quadflieg: Sprache und Diskurs. Von der Struktur zur *différance*. In: Gert Dressel, Bernhard Rathmayr (Hg.): Mensch – Gesellschaft – Wissenschaft. Versuche einer Reflexiven Historischen Anthropologie. Sozial- und Kulturwissenschaftliche Studententexte, Band 2. STUDIA Universitätsverlag Innsbruck 1999, S. 98.

⁶³Andreas Reckwitz: Subjekt/Identität: Die Produktion und Subversion des Individualismus. In: Stephan Moebius, Andreas Reckwitz (Hg.): Poststrukturalistische Sozialwissenschaften. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008, S. 77.

⁶⁴Ebd. S. 78.

den Prozess zu beschreiben, in dem aus solchen Angeboten auch [...] in unserer Gesellschaft wenngleich gefährdete und zerbrechliche Identitäten gebildet werden“⁶⁵. Alexandra Kofler hat in ihrer Einleitung des Bandes „Erzählen über Liebe“ darauf hingewiesen, dass wir uns beim Erzählen in einem ständigen Prozess der „Figuration und Refiguration eines Selbst“ befinden, „das kein gegebenes sondern immer ein Aufgegebenes ist.“⁶⁶ Sie führt weiter aus: „In der Interaktion mit Texten und Erzählungen – im Sinne von versteh- und lesbaren Sinngestalten und Seinsmöglichkeiten – vermag es [das Selbst] seine Existenz zu erhellen und zu verändern.“⁶⁷ Ich teile die hier dargelegte Deutung zur Konstruktion des Selbst über und in Geschichten, möchte aber noch einmal genauer auf die Definition des Identitätsbegriffes von Judith Butler eingehen, da diese mein eigenes Verständnis des Begriffs maßgeblich prägte.

In ihrem 1988 im Theatre Journal erschienenen Artikel „Performative Acts and Gender Constitution: An Essay in Phenomenology and Feminist Theory“, nimmt Judith Butler von der phänomenologischen Theorie ausgehend ebenfalls Bezug auf den konstituierenden Prozess, durch welchen Identitäten hergestellt werden. Sie konstituiert Identitäten als zerbrechlich in einer Zeit, da diese „durch eine stilisierte Wiederholung von Akten“⁶⁸ zustande kommen. Die mögliche Veränderung liegt im Agieren der Einzelnen und drückt damit immer einen Prozess aus. Butler betont weiter, dass das Handeln von Personen auch im Zusammenhang mit den Handlungen des Kollektivs zu denken ist und stellt damit das Handeln der Individuen in einen diskursiven Kontext. Jede Handlung, die eine Person ausführt, ist somit immer schon bedingt durch die soziale Welt in der der Akt vollzogen wird: „So setzt der geschlechtsspezifische Körper seine Rolle in einem kulturell beschränkten Körperraum um und inszeniert Interpretationen innerhalb der Grenzen bereits gegebener Anweisungen“⁶⁹. Die Zuschreibung von einer Innerlichkeit des Selbst bezeichnet Butler als Erfindung einer Essentialität. Im Akt selbst wird eine

⁶⁵Hermann Bausinger: Zur kulturalen Dimension von Identität. In: Zeitschrift für Volkskunde 73 (1977), S. 210-215

⁶⁶Alexandra Kofler: Erzählen über Liebe. Die Konstruktion von Identität in autobiographischen Interviews. Campus Verlag Frankfurt am Main, New York 2012, S. 13.

⁶⁷Ebd. S.13.

⁶⁸Judith Butler: Performative Akte und Geschlechterkonstruktionen. Phänomenologie und feministische Theorie. In: Uwe Wirth (Hg.): Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2002, S.302.

⁶⁹Ebd. S. 313.

Innerlichkeit konstruiert, welche öffentlich sanktioniert und reguliert wird. Damit ist der Akt als solcher für Butler ein gesellschaftlich geteilter, historisch konstruierter und performativ ausgeführter. Identität wird demnach als ein niemals abgeschlossener Prozess verstanden, der sich über Ausschlüsse und Verwerfungen vollzieht. Subjektivität und Identität entstehen bei Butler also über die Abgrenzung. Das Ich erfährt sich als Subjekt, indem es das Andere als etwas Fremdes bestimmt. Die binäre Opposition von „Ich“ und „Du“ sind damit die zentralen Kategorien in ihrer Theorie. Mit Martina Ritter⁷⁰ möchte ich über diese Deutung Butlers hinausgehen und die Konstruktion von Identität nicht ausschließlich über Abgrenzungen definieren. Auf den Soziologen George Herbert Meads verweisend hebt Ritter hervor, dass das „Hereinnehmen von Identitätsaspekten anderer Personen“⁷¹ in den Prozess der Konstruktion der Identität weiterer Beachtung bedarf. Diesen Gedanken aufgreifend, betrachte ich Identität als „Spannungsverhältnis von individueller Interpretation und gesellschaftlichen Prozessen“⁷² und verorte das Erzählen einerseits in Anlehnung an Harm-Peer Zimmermann in den zeitlichen Kontext der Postmoderne, sowie andererseits in die von Eva Illouz herausgearbeiteten Elemente der Moderne. Beiden Perspektiven ist gemein, dass ein Individuum eine geteilte, vielgestaltete Persönlichkeit darstellt, die sich auf die Mannigfaltigkeit der Interaktionen, Situationen und Sprachspiele einstellt“⁷³ Da die Darstellung des Lebenslaufes aber, wie bereits erwähnt, auf die momentane Situation verweist und einer nachträglichen Korrektur unterzogen wird, ist es möglich, Brüche

⁷⁰Mit ihrer ausgesprochen plausiblen Analyse, die auf empirische Studien baut, vollzieht Ritter eine wichtige Butler Kritik, welche die feministische Debatte um den Aspekt des Körpers erweitert. Sie verweist darauf, dass die Aufspaltung der Heteronormativität durch neue Subjektpositionen auf ein grundlegendes Problem stößt: Der Blick auf Identität als ein niemals abgeschlossener Prozess über Ausschlüsse und Verwerfungen lässt den Aspekt der Sexualität (Körper) einfach außen vor. Butlers Konzept von der Unterwanderung der Heteronormativität über den Akt der Performanz kann diese Spannung nicht überzeugend auflösen. Ritter macht in ihrem Text nun die Argumentation stark, dass wir uns mit der Dekonstruktion des Körpers die Möglichkeit nehmen, das bestehende Problem der Geschlechterungleichheit in gesamtgesellschaftliche Prozesse einzuordnen und plädiert dafür, den Körper als Kategorie wieder in die Debatte aufzunehmen. Der Blick auf die konkreten gesellschaftlichen Verhältnisse und darauf, wie diese die Subjekte geformt und hervorgebracht haben, wirft uns auf die Konstruktion der Geschlechter zurück. Wir brauchen die Kategorie, um die aktuellen Probleme überhaupt erfassen zu können.

⁷¹Martina Ritter: Die Freiheit der Frau, zu sein wie der Mann. In: Annette Barkhaus, Matthias Mayer, Neil Roughley, Donatus Thurnau (Hg.): Identität, Leiblichkeit, Normativität. Neue Horizonte anthropologischen Denkens. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1996, S. 411.

⁷²Ebd. S.411.

⁷³Harm-Peer Zimmermann: Über die Würde narrativer Kulturen. Mythen und Lebensgeschichten im Spiegel postmodernen Wissens. In: Thomas Hengartner/ Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Festschrift für Albrecht Lehmann. Dietrich Reimer Verlag Berlin, Hamburg 2005, S136.

zu begründen und in der Erzählung selbst eine Kontinuität zu erzeugen:

"Das kommunikative Gedächtnis beinhaltet als lebendiges Gedächtnis ebene Dialektik von Individualität und Sozialität, von Geschichte und Privatisierung von Geschichte, die zugleich die Suggestion von Ich- und Wir-Identität wie ihre permanente Veränderung erzeugt. [...] Dem autobiographischen Gedächtnis kommt dabei die Aufgabe zu, all unsere Vergangenheiten so umzuschreiben und anzuordnen, dass sie dem Aktualzustand des sich erinnernden Ich passgenau entsprechen." ⁷⁴

Folglich sind autobiographische Erinnerungen als extrem konstruiertes Produkt von subtilen sozialen Interaktionen zu verstehen. Es verweist auf die Person, die mir in diesem Moment gegenüber sitzt und lässt sie in jenem Licht erscheinen, welches sie in der nachträglichen Perspektive als relevant erachtet.⁷⁵ Welzer betont, dass das autobiographische Gedächtnis zwar "im Grunde eine Fiktion" sei, dieses dennoch eine Persönlichkeitsinstanz darstelle, "die uns hilft, uns über alle lebensgeschichtlichen Brüche und Veränderungen hinweg als ein kontinuierliches Ich zu erleben."⁷⁶ Lehmann verweist zudem darauf, wie wichtig es ist, „Menschen mit ihren bestimmten Problemen zu verstehen und zu beschreiben und diese Probleme und Lösungsversuche vor dem Hintergrund ihres eigenen Deutungssystems zu analysieren.“⁷⁷ Peter Alheit und Morten Brandt kommen schließlich in ihrem Werk „Autobiographie und ästhetische Erfahrung“, in welchem sie ausgewählte Autobiographien aus drei Jahrhunderten miteinander vergleichen, zu einer Definition des modernen Identitätsbegriffs, den ich für meine Auseinandersetzung für gewinnbringend erachte:

„Nicht die geschlossene 'Identität' des Autobiographen legt die Entwicklung der modernen Biographie als Perspektive nahe, vielmehr die entfaltete 'Biographiezeit', die kreative, aber immer wieder riskante und immer neu zu erprobende Anschlussfähigkeit der Selbsterfahrung an die sich wandelnden Bedingungen der sozialen Welt.“⁷⁸

⁷⁴Harald Welzer. Das kommunikative Gedächtnis: Eine Theorie der Erinnerung. München, 2002. S.22.

⁷⁵Vergleiche: Harald Welzer: Was ist das autobiographische Gedächtnis, und wie entsteht es? In: BIOS 15, 2002, S. 169-186.

⁷⁶Ebd. S. 193.

⁷⁷Albrecht Lehmann: Leitlinien des Lebensgeschichtlichen Erzählens. In: R. W. Brednich, H. Lixfeld u.a. (Hg.): Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Autobiographische Materialien in der volkskundlichen Forschung. Freiburg 1981, S. 69.

⁷⁸Peter Alheit, Morten Brandt: Autobiographie und ästhetische Erfahrung. Entdeckung und Wandel des Selbst in der Moderne. Campus Verlag Frankfurt am Main, New York 2006, S. 301.

Heiner Keupp hat den Prozess der Herstellung von Identität sehr passend als alltägliche „Identitätsarbeit“ bezeichnet. Es sei nun die Aufgabe der ForscherInnen, den Blick auf eben jenen Prozess zu richten, „in dem Subjekte ihr Gefühl für bzw. Verständnis von sich selbst suchen und konstruieren.“⁷⁹ Da dieser Prozess nicht in einem leeren Raum stattfindet, sondern in einer spezifischen Zeit und einem spezifischen Raum vollzogen wird, werde ich im Folgenden auf eine wichtige Perspektive der Moderne eingehen.

Zum Aspekt der Therapeutisierung

„Wenn Zivilisationen [...] Zentren haben, die ontologische Visionen verbreiten und verkörpern, dann ist die therapeutische Perspektive zu einem der Zentren jener amorphen und vagen Größe geworden, die wir als ‚westlichen Welt‘ bezeichnen“⁸⁰, schreibt Eva Illouz in ihrem überaus dichten und klar strukturierten Werk „Die Errettung der modernen Seele“ welches einen meiner zentralen Theoriebausteine darstellt. Mit Illouz gehe ich davon aus, dass das therapeutische Denken die Gesellschaft der westlichen Welt durchzogen hat und die Akteure Aussagen vor dieser Folie leisten. Für ForscherInnen geht es nun darum zu fragen:

„[...] wie Bedeutungen produziert und diese ins soziale Netz eingeflochten werden, wie sie im Alltag verwendet werden, um Beziehungen zu gestalten und mit einer ungewissen sozialen Welt zurechtzukommen, und warum sie am Ende unsere Interpretation unserer selbst und der anderen organisieren.“⁸¹

Indem sie sich diesen Fragen zuwendet, nimmt Illouz die kritischen Fähigkeiten der Akteure ernst und richtet den Blick auf die Bedeutungen, denen Akteure in spezifischen gesellschaftlichen Sphären verpflichtet sind. Eva Illouz betrachtet ihr Buch als „Bruchstück“ einer Kulturgeschichte der Introspektion, „also jener Sprache und Techniken, die wir gebrauchen, um uns – mit Hilfe solcher Kategorien wie ‚Begehren‘, ‚Erinnerung‘ und ‚Gefühl‘ – auf uns selbst zu beziehen und uns selbst zu ergründen“⁸², und in diesem Sinne ist das Buch für mich ein wichtiger Bezugspunkt

⁷⁹Heiner Keupp: Bedrohte und befreite Identitäten in der Risikogesellschaft. In: Anette Barkhaus, Matthias Mayer, Neil Roughley, Donatus Thürnau: Identität, Leiblichkeit, Normativität. Neue Horizonte anthropologischen Denkens. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1996, S.380.

⁸⁰Eva Illouz: Die Errettung der modernen Seele. Therapien, Gefühle und die Kultur der Selbsthilfe. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2009, S. 18.

⁸¹Ebd. S. 15

⁸²Ebd. S. 17.

mittels dessen ich mich den Analysen der Sprachpraxen nähere. Bevor ich auf diese eingehe, verorte ich im Folgenden meine Verwendung des Arbeitsbegriffs in der gängigen Definition innerhalb der scientific community.

Zum Arbeitsbegriff

„Ungeachtet der – wissenschaftlichen! – Diskussion um das ‚Ende der Arbeitsgesellschaft‘ (Geisen 1998) nimmt die Arbeit gerade in der Wissenschaft einen außerordentlich hohen symbolischen Stellenwert ein“⁸³, konstatieren Gert Dressel und Nikola Langreiter und machen damit auf die Bedeutung einer weiterführenden Auseinandersetzung mit diesem Begriff aufmerksam. Gudrun Löhrer hat in dem kürzlich erschienenen Band „What can a body do?“ darauf verwiesen, dass Arbeit multidimensional sei und „[s]owohl Gegenstand der Identitätsbildung als auch von Zwang, Regulierung und Disziplinierung.“⁸⁴ An dieser machen sich, so Löhrer weiter „politische, soziale und kulturelle Sinnzuschreibungen fest.“⁸⁵ Auf Ava Baron und Eileen Boris verweisend führt sie aus, dass sich der Körper durch Arbeit konstituiert, Arbeit aber auch konstituierend wirkt: „und zwar sowohl historisch von Klasse und Geschlecht als auch von Alter, Gesundheit, Sexualität und *race*.“⁸⁶ Der Blick auf Arbeit muss demnach immer auch auf die Kontexte gerichtet sein und den spezifischen Verhältnissen Beachtung schenken.

In der aktuellen Arbeitsforschung scheint die Diagnose für Johannes Moser und Sabine Hess klar: „Die westlichen Industriegesellschaften sind seit nahezu zwei Jahrzehnten einem tiefen Wandel der Arbeitswelt ausgesetzt“⁸⁷. Mit diesem Wandel ist der Übergang vom Fordismus zum Postfordismus angesprochen, der sich in erster Linie durch unterschiedliche Produktionsweisen und die damit verbundenen gesellschaftlichen Strukturelemente ergibt. Der Begriff wurde 1975 von Antonio

⁸³Gert Dressel, Nikola Langreiter: Arbeit und Freizeit von WissenschaftlerInnen. In: Sabine Gruber, Klara Löffler, Klaus Thien (Hg.): *Bewegte Zeiten. Arbeit und Freizeit nach der Moderne*. Profil Verlag, München, Wien 2002, S.120.

⁸⁴Gudrun Löhrer: *Arbeiten*. In: Netzwerk Körper (Hg.): *What can a body do? Praktiken und Figurationen des Körpers in den Kulturwissenschaften*. Campus Verlag Frankfurt am Main, New York 2012, S. 17.

⁸⁵Ebd. S. 17-18.

⁸⁶Ebd. S. 18.

⁸⁷Johannes Moser, Sabine Hess: *Kultur der Arbeit – Kultur der Neuen Ökonomie*. In: Ebd. (Hg.): *Kultur der Arbeit – Kultur der Neuen Ökonomie. Kulturwissenschaftliche Beiträge zu neoliberalen Arbeits- und Lebenswelten*. Kuckuck. Notizen zur Alltagskultur. Sonderband 4, Graz 2003, S. 5.

Gramsci⁸⁸ in Anlehnung an die Produktionswerke Henry Fords und die daran gekoppelten Arbeitsbedingungen eingeführt, welche die ArbeiterInnen einerseits in strikte „Zeit- und Funktionsabläufe zwangen“⁸⁹ und ihnen andererseits einen sicheren und gut bezahlten Arbeitsplatz garantierte. Damit wurde es den ArbeitnehmerInnen der Fordwerke möglich, am Konsum teilzunehmen, was wiederum zu einer Förderung des Umsatzes beitrug. Die damit idealtypisch verbundene Trennung zwischen Arbeitsort und Wohnort steht zudem für ein Familienmodell, in dem der Mann als Ernährer und die Frau als zuverdienende Hausfrau und Mutter den klar voneinander getrennten Sphären von öffentlich und privat⁹⁰ zugeordnet wurden. Der Wandel vom Fordismus zum Postfordismus meint nun u.A. die Auflösung dieser „klassisch-bürgerlichen“ Aufteilung von Arbeitszeit und Freizeit, die eine „Dynamisierung der Lebenswelten für die Individuen, ihren Selbstwert und ihre Identitäten“⁹¹ zur Folge hat. Vor dem Hintergrund eines postfordistischen Arbeitsbegriffes, dessen zentrale Elemente also als „Tendenzen der Prekarisierung, Flexibilisierung und Subjektivierung“⁹² beschrieben werden können, schreibt Ove Sutter der Arbeitskulturforschung in dem soeben erschienenen Band der ÖGL (Österreich in Geschichte und Literatur) eine Erweiterung der Forschungsperspektive zu. Diese Erweiterung drückt sich nun darin aus, dass „unter dem Eindruck aktueller gesellschaftlicher Prozesse der zunehmenden räumlichen und zeitlichen Entgrenzung von Arbeit die ‚alltägliche Lebensführung‘ als Ganzes unter den Gesichtspunkt ihrer Bedeutung für die Erwerbsarbeit“⁹³ genommen wird. „Das soziologische ‚Konzept alltäglicher Lebensführung‘“, schreibt Klaus Schönberger in dem Artikel

⁸⁸Vergleiche: Antonio Gramsci: Rationalisierung der Produktion und der Arbeit. In: Gefängnishefte Band 9, Heft 22, §11. Hamburg 1999, S. 2086f.

⁸⁹Vergleiche: Gudrun Löhrer: Arbeiten. In: Netzwerk Körper (Hg.): What can a body do? Praktiken und Figurationen des Körpers in den Kulturwissenschaften. Campus Verlag Frankfurt am Main, New York 2012, S.16.

⁹⁰Bei einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit diesem Begriffspaar geht es selbstverständlich nicht um die Frage, inwiefern diese beiden Bereiche voneinander zu trennen sind und ob sie als Gegensatzpaare in der Wirklichkeit existieren, sondern vielmehr darum, welche Folgen diese Gegenüberstellung auf die Leben der Einzelnen gehabt hat und weiterhin haben wird. Es geht dabei um die Wirkungen die „propagierte Normen“ auf das Handeln der Einzelnen und damit eben auch auf die Handlungsmöglichkeiten der Geschlechter haben.

⁹¹Sabine Gruber, Klara Löffler, Klaus Thien (Hg.): Bewegte Zeiten. Arbeit und Freizeit nach der Moderne. Profil Verlag München, Wien 2002, S. 7.

⁹²Klaus Schönberger: Widerständigkeit der Biografie. Zu den Grenzen der Entgrenzung neuer Konzepte alltäglicher Lebensführung im Übergang vom fordistischen zum postfordistischen Arbeitsparadigma. In: Irene Götz, Barbara Lemberger (Hg.): Prekär arbeiten, prekär Leben. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein gesellschaftliches Phänomen. Campus Verlag Frankfurt am Main, New York 2009, S. S.71.

⁹³Ove Sutter: Arbeit (Kleines Glossar zur Europäischen Ethnologie). In: ÖGL Österreich in Geschichte und Literatur: Europäische Ethnologie. 56. Jg. 2012, Heft 2 (371).

„Widerständigkeit der Biografie“, „ist vor allem deshalb von besonderem Interesse für kulturwissenschaftliche Arbeitsforschung, da es Strukturen und Praxen analytisch zu integrieren sowie in Beziehung zu setzen versucht.“⁹⁴ Unter „Lebenswelt“ fasse ich mit Hitzler und Eberle das auf, „was wir als selbstverständlichen, unbefragten Boden unseres alltäglichen Handelns und Denkens, aber auch unseres wissenschaftlichen Denkens, Theoretisierens und Philosophierens bezeichnen.“⁹⁵

In aktuellen Forschungen wird nun das „Arbeitsparadigma“ vom „Konzept alltäglicher Lebensführung“ unterschieden. Wobei ersteres die postfordistischen Arbeitsbedingungen meint, die durch „die fortschreitende Globalisierung der Ökonomien und die neuen Produktionsweisen des flexiblen Kapitalismus“⁹⁶ bedingt sind. Letzteres meint die Art und Weise, wie die Subjekte diese in ihrer Lebensführung verwirklichen. Aldo Legnaro und Almut Birenheide machen in dem Werk „Regieren mittels Unsicherheit“ in diesem Zusammenhang auf ein Dilemma aufmerksam, das mit der Verbindung von Flexibilität und sozialer Ordnung verbunden ist:

„Flexibilität erzwingt prekarierte und prekäre Verhältnisse, wie solche Verhältnisse Flexibilität erst ermöglichen. Diese Prekarisierung entlastet das soziale System als System, indem es die Verantwortung an die Individuen delegiert, und macht Stabilität und Kohärenz zu einem persönlichen Problem, das Individuen lösen – oder eben auch nicht.“⁹⁷

Das oben angesprochene Dilemma ist Ausgangspunkt einer breiten Auseinandersetzung im Fach, die sich mit den Möglichkeiten und Grenzen der Individuen beschäftigt. Für Klaus Schönberger gilt es nun zu fragen, „wie die beschriebenen Tendenzen des neuen Arbeitsparadigmas in die jeweiligen Konzepte

⁹⁴Klaus Schönberger: Widerständigkeit der Biografie. Zu den Grenzen der Entgrenzung neuer Konzepte alltäglicher Lebensführung im Übergang vom fordistischen zum postfordistischen Arbeitsparadigma. In: Irene Götz, Barbara Lemberger (Hg.): Prekär arbeiten, prekär Leben. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein gesellschaftliches Phänomen. Campus Verlag Frankfurt am Main, New York 2009, S. 63.

⁹⁵ Zitiert nach: Stefanie Stegmann: „... Gott he look!“ – Wissenschaft und ihr Outfit. Eine Kulturwissenschaftliche Studie über Effekte von Habitus, Fachkultur und Geschlecht. Lit Verlag Münster 2005, S. 57.

⁹⁶Johannes Moser, Sabine Hess: Kultur der Arbeit – Kultur der Neuen Ökonomie. In: Johannes Moser, Sabine Hess (Hg.): Kultur der Arbeit – Kultur der Neuen Ökonomie. Kulturwissenschaftliche Beiträge zu neoliberalen Arbeits- und Lebenswelten. Kuckuck. Notizen zur Alltagskultur. Sonderband 4, Graz 2003, S. 5.

⁹⁷Aldo Legnaro, Almut Birenheide: Regieren mittels Unsicherheit. Regime von Arbeit in der späten Moderne. UVK Verlagsgesellschaft mbH Konstanz 2008, S. 13.

alltäglicher Lebensführung integriert werden können“⁹⁸, denn damit ist verbunden, „ob sie in erster Linie erlitten oder ob sie als Spielräume genutzt werden können“⁹⁹. Und inwiefern die Subjekte die beschriebenen Tendenzen nutzen können, hängt von den Ressourcen ab, die sie zur Verfügung haben.¹⁰⁰ Im Fall der hier behandelten Erzählungen von den ProfessorInnen ist von einem großen Repertoire an Voraussetzungen auszugehen, da diese über ein Set von Denkwerkzeugen¹⁰¹ verfügen, das ihnen eine privilegierte Position in der Gesellschaft sichert. Die Art und Weise wie gedacht wird (und damit gehandelt werden kann) hat dementsprechend mit der Position zu tun, die das Subjekt in der Gesellschaft einnimmt. Klaus Schönberger unterstreicht diesen Punkt ebenfalls, wenn er schreibt: „Angesichts der Tendenz zur Flexibilisierung ist nicht nur die Organisation der Arbeit entscheidend, sondern eben auch die soziale Position und die mobilisierbaren Machtressourcen im Organisationsgefüge [...]“¹⁰². Neuere Studien aus dem Fach setzen sich, so Birgit Huber, daher sowohl mit den „Ermöglichungsstrukturen“ als auch mit den „Gefährdungsdimensionen“ auseinander, die „den Subjekten in diesem Transformationsprozess [vom fordistischen zum postfordistischen Arbeitsparadigma] gegenüberstehen“¹⁰³. Dabei sollte der Blick auch auf jene Parallelität gerichtet sein, in der die Subjekte sowohl mit Strukturen des neuen als auch mit jenen des alten Arbeitsparadigmas jonglieren.

„Deutlich wird auf diese Weise, wo man es mit Ablösungsphänomenen eines Produktionsregimes durch ein anderes zu tun hat, und wo sich stabile Koexistenzen von verschiedenen Zeitmaßen, Rhythmen, Räumen und Familienformen entwickelt haben.“¹⁰⁴

⁹⁸Klaus Schönberger: Widerständigkeit der Biografie. Zu den Grenzen der Entgrenzung neuer Konzepte alltäglicher Lebensführung im Übergang vom fordistischen zum postfordistischen Arbeitsparadigma. In: Irene Götz, Barbara Lemberger (Hg.): Prekär arbeiten, prekär Leben. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein gesellschaftliches Phänomen. Campus Verlag Frankfurt am Main, New York 2009, S.81.

⁹⁹Ebd. S.81.

¹⁰⁰Vergleiche: Ebd. S.81.

¹⁰¹Der Begriff stammt aus einem der Interviews.

¹⁰²Klaus Schönberger: Widerständigkeit der Biografie. Zu den Grenzen der Entgrenzung neuer Konzepte alltäglicher Lebensführung im Übergang vom fordistischen zum postfordistischen Arbeitsparadigma. In: Irene Götz, Barbara Lemberger (Hg.): Prekär arbeiten, prekär Leben. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein gesellschaftliches Phänomen. Campus Verlag Frankfurt am Main, New York 2009, S.82.

¹⁰³Birgit Huber: „Transformationsgewinner“ und „Transformationsverlierer“ Möglichkeiten für Erfahrung und Lebensführung jenseits fordistischer Konditionen. In: Irene Götz, Barbara Lemberger (Hg.): Prekär arbeiten, prekär Leben. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein gesellschaftliches Phänomen. Campus Verlag Frankfurt am Main, New York 2009, S.97.

¹⁰⁴Ebd. S. 101.

Neben der Berücksichtigung der hier skizzierten Entwicklungen raten Gert Dressel und Nikola Langreiter dazu, das Verständnis von Wissenschaft als Berufung, das sich als „longue durée“ charakterisieren lasse, in der Auseinandersetzung mit dieser Thematik nicht außer Acht zu lassen.¹⁰⁵ Unter diesen Vorzeichen lassen sich, so die Autoren, zwei wesentliche Aspekte ausmachen. Erstens: „[...] die Überzeugung von der Sinnhaftigkeit der Arbeit einerseits und eine Bereitschaft zu einem gewissen Maß an Selbstaussbeutung andererseits“¹⁰⁶ und zweitens sei mit dem Verständnis von Wissenschaft als Berufung die „weitgehende Inkompatibilität von Wissenschaft einerseits und Familie andererseits“¹⁰⁷, verbunden. Obwohl ich diese beiden Thesen für die Analyse der Erzählstrategien für sehr nützlich halte, möchte ich dem letzten Argument eine Aussage entgegenhalten, die sich aufgrund von verschiedenen Erfahrungen ergab.

Sowohl die Lektüre des Werkes „Professorin und Mutter – wie geht das?“¹⁰⁸ als auch die Erzählung einer Professorin, veranlasste mich, das Verständnis von der Wissenschaft als Berufung zu erweitern. Es handelt sich bei dieser Erweiterung um das Bild der Powerfrau, die, so scheint es, die wissenschaftliche Karriere spielend mit der Mutterrolle in Einklang bringt und diesen Lebensweg dringend an junge WissenschaftlerInnen weitergeben möchte. Kürzlich bin ich über eine Freundin (ebenfalls eine Nachwuchswissenschaftlerin) auf einen Artikel aufmerksam gemacht worden, in dem eine solche „Powerfrau“ die Fassade von der Parole: „alles ist möglich, wenn du nur hart genug dafür arbeitest“ zerriss und mir damit eine große Freude bereitete. Denn in dem Aufrechterhalten dieser Illusion von „alles ist machbar“ wird der Druck nur weiter an die Jüngeren delegiert, anstelle einer Infragestellung der gesellschaftlichen Bedingungen, die es Frauen immer noch erschweren, Beruf und Familie in einen Einklang zu bringen. Eine gut ausgebildete und erfolgreiche Frau spricht in diesem Artikel eine LeserInnenschaft von Gleichen an: „I am writing for my demographic—highly educated, well-off women who are privileged enough

¹⁰⁵Vergleiche: Gert Dressel, Nikola Langreiter: Arbeit und Freizeit von WissenschaftlerInnen. In: Sabine Gruber, Klara Löffler, Klaus Thien (Hg.): Bewegte Zeiten. Arbeit und Freizeit nach der Moderne. Profil Verlag München, Wien 2002, S.125.

¹⁰⁶Gert Dressel, Nikola Langreiter: Arbeit und Freizeit von WissenschaftlerInnen. In: Sabine Gruber, Klara Löffler, Klaus Thien (Hg.): Bewegte Zeiten. Arbeit und Freizeit nach der Moderne. Profil Verlag München, Wien 2002, S. 125.

¹⁰⁷Ebd. S. 126.

¹⁰⁸Birgit Piechulla (Hg.): Professorin und Mutter – wie geht das? 28 Berichte vom alltäglichen Spagat zwischen Familie und akademischer Karriere. Spektrum Akademie Verlag, Heidelberg 2011.

to have choices in the first place“. Sie reflektiert in diesem ihre eigene Rolle bei der Verbreitung und Festigung eines problematischen Ideals:

„I’d been the one telling young women at my lectures that you *can* have it all and do it all, regardless of what field you are in. Which means I’d been part, albeit unwittingly, of making millions of women feel that *they* are to blame if they cannot manage to rise up the ladder as fast as men and also have a family and an active home life (and be thin and beautiful to boot).“¹⁰⁹

Ich möchte dem Verständnis von „Wissenschaft als Berufung“, das Dressel und Langreiter bei einer Untersuchung der universitären Arbeit nahe legen, also einen weiteren Aspekt hinzufügen, der sich durch die Erfolge des Feminismus und einen, durch den Generationswechsel bedingten Aufstieg von Frauen in der Universitätshierarchie erklären lässt. Da ich mit Gert Dressel davon ausgehe, dass sich in den Biographien der WissenschaftlerInnen „[...] spezifische soziale, kulturelle, politische u.a. Faktoren [fokussieren], die innerhalb und außerhalb des Wissenschaftsbetriebs strukturierend [wirken]“¹¹⁰, nehme ich an, dass der Feminismus die Frauen in hierarchisch hohen Positionen maßgeblich beeinflusst hat. Ich stelle also die These auf, dass diese neue Erzählung von der erfolgreichen Karrierefrau und Mutter in das Verständnis von der Wissenschaft als Berufung adaptiert wurde. Damit lässt sich dieses Verständnis nunmehr durch unterschiedliche, sich überlagernde Wertvorstellungen charakterisieren, die sich in den Erzählungen der ProfessorInnen nachvollziehen lassen.

Das Vorgehen im Feld - Erste Annäherungen

Die Folgen einer Forschung bei der sich der/die ForscherIn nicht mit den eigenen Gefühlen während des Forschungsprozesses auseinandergesetzt hat, lassen sich, so Warneken und Wittel¹¹¹, oft in dem Text ablesen. In diesem könnte der/die ForscherIn, die sich während der Forschung unwohl fühlte, an den Beforschten

¹⁰⁹<http://www.theatlantic.com/magazine/archive/2012/07/why-women-still-can-8217-t-have-it-all/9020/> [18.08.12]

¹¹⁰Gert Dressel: Reflexive Historische Anthropologie als konsequente Historische Anthropologie. Oder: Warum auch wir uns zu unseren Forschungsobjekten machen sollten. In: Gert Dressel, Bernhard Rathmayr (Hg.): Mensch – Gesellschaft – Wissenschaft. Versuche einer Reflexiven Historischen Anthropologie. Sozial- und Kulturwissenschaftliche Studententexte, Band 2. STUDIA Universitätsverlag Innsbruck 1999, S. 263.

¹¹¹Bernd Jürgen Warneken, Andreas Wittel: Die neue Angst vor dem Feld. Ethnographisches research up am Beispiel der Unternehmensforschung. In: Zeitschrift für Volkskunde, 93, Jg. 1997, S. 22.

Rache nehmen. Um dies zu verhindern, möchte ich einen Einblick in meine eigene Wahrnehmung der Interviewsituation gewähren und mittels dieser Auseinandersetzung auch die Prozesshaftigkeit der Forschung sichtbar machen. Über einen Tagebucheintrag aus der Zeit kurz vor der Interviewsituation lässt sich besonders gut nachvollziehen, welches Bild ich mir zu jener Zeit von der Universität machte. In der Textpassage werden Gespräche thematisiert, die sich im Rahmen eines Volkskundekongresses ergeben haben:

„Natürlich habe ich mich im Vorfeld bereits über die Menschen gefreut die ich wieder sehen würde, aber die Tagung war wirklich über alle Maßen erfolgreich, denn wir fuhren nicht frustriert heim, sondern mit einer neuen Art auf die Frustration zu blicken. Wir sprachen abends in Gruppen gemeinsam über die verschiedenen Probleme an den einzelnen Instituten, und jede/r berichtete von den Ängsten was die Zukunft betrifft und das dunkle Bild was für uns die Universität zeichnet. Aber anstatt an diesem Punkt aufzuhören, sprachen wir weiter und wir überlegten wie wir das individualisierte System umgehen könnten.“¹¹²

Bisher haben wir die Gedanken jenes Abends nicht weiter verfolgt und ich zweifle auch an einer konkreten Umsetzung, doch für diese Arbeit scheint mir die Erinnerung an den Abend zentral. Denn sie gibt Auskunft über meine eigene Verwobenheit mit der Problematik. Mit der ersten Phase der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit diesem Thema ist sehr viel Frustration verbunden, die durch verschiedene Faktoren bedingt ist. Der einflussreichste Punkt war vielleicht mein Hadern mit dem Lehrkonzept jenes Seminars, das den Grundstein für diese Forschung gelegt hat. Die Auseinandersetzungen in der Lehrveranstaltung führten dazu, dass ich mein gesamtes wissenschaftliches Vorgehen vehement in Frage stellte.

„Ich bin schrecklich nervös und achte nur noch auf die Spannungen im Raum, wer wie spricht, was genannt wird und was nicht. [...] Ich würde so gerne alles abbrechen und ein Jahr um die Welt reisen. Segeln, die Sonne sehen, unabhängig, frei sein. Mich wieder finden.“¹¹³

¹¹²Aus einem Brief an eine Freundin. November 2010.

¹¹³Feldforschungstagebuch. 09.12.10.

Dieser Punkt wurde durch den Verlust des Tonbandgerätes im Dezember 2010 (auf dem sich die Interviews befanden) noch einmal vertieft und führte zusätzlich dazu, dass ich eine zweite Interviewphase starten musste, die unter einem erheblichen Zeitdruck stattfand. Das hatte wiederum zur Folge, dass ich mich mit den Interviews nicht intensiv auseinandersetzen konnte und ich meine eigene Arbeit dadurch als zutiefst unbefriedigend empfand:

„[...] Es ist so, dass ich mich nicht in der Lage fühle, diese Arbeit zu tun. Das ist der Grund. Ich weiß nicht weiter. Ich gehöre nicht in die Wissenschaft. Ich bin nicht kompetent genug. Ich genieße es, diesen Menschen nah zu sein, mit ihnen einen Austausch zu haben. Doch ich gehöre dort nicht hin.“¹¹⁴

Albrecht Lehmann hob in seinem Artikel „Volkskundliche Feldforschung und Riehl-Kritik“ hervor, dass Wissenschaft und Erkenntnis ihren Anfang in Problemen nehmen. Die Lösung eines solchen Problems mit empirischen Mitteln ergebe sich aus einer Idee. Worauf Lehmann aufmerksam macht ist der Einfluss dieser Vorannahme auf jedes weitere Handeln:

„Sehr bald steuert eine unentrinnbare Eigendynamik den Erhebungsprozess. Sie zeigt sich dergestalt, daß das, was wir gerade sehen oder hören, von uns sofort typisiert wird, d.h. auf etwas bezogen wird, was wir schon einmal selbst wahrgenommen, aus zweiter Hand (Bücher, Medien, Erzählungen etc.) als Problem haben oder zu wissen glauben. (...) Nicht ‚reine‘ Induktion ist der geistige Prozeß, der zu einem Ergebnis in der qualitativen Forschung führt, sondern ein beständiges kontrolliertes Hin und Her aus eigenen Urteilen und Vorurteilen und beobachtbaren Tatsachen.“¹¹⁵

Wichtig sei lediglich, dass dieses Wechselspiel aus Induktion und Deduktion seinen Ausdruck in den Verschriftlichungen findet. Um diesem Anspruch gerecht zu werden, werde ich also meine eigenen (Vor)urteile darstellen und diese in die Darstellung des Verlaufs meiner Forschung eingliedern.

¹¹⁴Tagebucheintrag, 23.02.2011.

¹¹⁵Albrecht Lehmann: Volkskundliche Feldforschung und Riehl-Kritik. Methodologische Anmerkungen zur neuen Riehl-Diskussion. In: Albrecht Lehmann, Andreas Kuntz (Hg.): Sichtweisen der Volkskunde. Zur Geschichte und Forschungspraxis einer Disziplin. Dietrich Reimer Verlag Berlin, Hamburg 1988, S. 94.

Über den Umgang mit (Vor)urteilen - Reflexion der ersten Phase meiner Feldforschung

Da ich wissenschaftliche Erkenntnisse nicht nur als „historisch und sozial bedingte, sondern vor allem als konkret in Forschungsinstitutionen konstruierte betrachte“¹¹⁶, werde ich im folgenden Abschnitt auf die Rahmenbedingungen der Forschung eingehen. Die Untersuchung am Institut für Europäische Ethnologie selbst durchzuführen, erschien mir unpassend, da ich sowohl bei mir selbst als auch bei potenziellen InterviewpartnerInnen von starker Befangenheit aufgrund vielfältiger persönlicher Verknüpfungen ausgehen musste. Um die Untersuchung dennoch in einer verstehenden und Alltagskultur thematisierenden Disziplin durchzuführen, wählte ich das Institut für Geschichte als institutionellen Rahmen der Untersuchung. Das Interesse an einer Forschung über eine mit weichen Methoden arbeitende Disziplin liegt in zwei Annahmen begründet. Einerseits gehe ich davon aus, dass in den Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften Fragen von Wissenschaft und Leben in besonders ausgeprägter Form ineinander übergreifen und andererseits hat mich der analytisch geschulte Blick der WissenschaftlerInnen interessiert. Ich versprach mir von den Gesprächen eine erweiterte Reflexion und nahm zunächst an, dass mir die Interviews leichter fallen würden, wenn die GesprächspartnerInnen selbst über Erfahrungen mit „weichen“ Interviewmethoden verfügen würden. Bei der Auswahl der InterviewpartnerInnen achtete ich also darauf, dass ihre wissenschaftliche Ausbildung auf qualitativen Methoden aufbaute und ihre Forschung in fachnahen Feldern angesiedelt ist.

Meine erste mit persönlich adressierten E-Mails durchgeführte Suche nach InterviewpartnerInnen brachte mir eine Zusage und eine Absage ein. Zwei Lehrende antworteten auf das Mail nicht. Ich startete also eine weitere Suche, indem ich sechs Lehrende anscrieb; von den vier Frauen bestätigten mir drei, dass sie zu einem Interview bereit seien. Die beiden Männer lehnten einen Termin aus Zeitgründen ab. In der ersten Interviewphase führte ich drei Interviews mit Wissenschaftlerinnen, die noch am Anfang ihrer universitären Karriere standen und über befristete Verträge auf fünf bis sechs Jahre verfügten. Ein weiteres Gespräch führte ich mit einer

¹¹⁶Theo Hug: Wissenschaftsforschung als Feldforschung: Zur Einleitung. In: Theo Hug (Hg.): Erziehungswissenschaft als Lebensform. Theoretische und erfahrungsreflexive Beiträge zur Hochschuldidaktik und Wissenschaftsforschung. Österreichischer Studien Verlag Innsbruck 1991, S.8.

Wissenschaftlerin, die seit 2002 in verschiedenen Verträgen an der Universität Wien gearbeitet hat. Die Wahl des Ortes überließ ich den WissenschaftlerInnen, die sich alle für ihre Büros im Hauptgebäude der Universität Wien entschieden. Die Terminvorschläge stammten ebenfalls von den InterviewpartnerInnen und waren am Morgen oder am Mittag angesetzt. Die Dauer dieser Interviews reichte von einer halben Stunde bis zu anderthalb Stunden und wurde maßgeblich von den WissenschaftlerInnen vorgegeben.

Wenn ich versuche, die Erzählungen der Jungwissenschaftlerinnen zu bündeln und Gemeinsamkeiten auszumachen, sticht vornehmlich das Fehlen von Problemen oder Schwierigkeiten in den Erzählungen hervor. Bei einem informellen Gespräch mit einem jungen Wissenschaftler in Frankfurt wurden Unsicherheiten in Bezug auf die Karriereplanung sogar ins Positive gewendet. Er betonte die Freude darüber, dass in ein paar Jahren etwas Neues kommen würde. Das Unberechenbare wurde damit als etwas Aufregendes dargestellt. Das unvorhersagbare Leben bekam etwas von einem charmanten Touch des Nervenkitzels. Das Fehlen jeglicher Kritik in den Interviews machte mich stutzig und führte zu voreiligen Schlüssen. Ich suchte eine Erklärung für das Ausbleiben von jeglichen Erklärungen von Seiten der JungwissenschaftlerInnen in einem ausgeprägten Leistungsanspruch. Um diesem gerecht werden zu können, mussten sie, so meine Annahme, überzeugt sein, dass sie das Richtige tun, da sie sonst nicht die Kraft und die Energie aufbringen könnten, die sie für die Erreichung ihrer Ziele benötigten. Mit einer solchen Überzeugung im Hintergrund lasse sich nur schwer von den negativen Aspekten des Lebensmodells sprechen. Ich ordnete die Aussagen der JungwissenschaftlerInnen also in das von Gert Dressel und Nikola Langreiter angeführte Verständnis von der Wissenschaft als Berufung ein. „Deutlich wird, was sein soll, herauslesbar sind Regeln der akademischen Praxis, die von WissenschaftlerInnen verlangen, sich u. A. zeitlich voll und ganz für die Wissenschaft einzusetzen.“¹¹⁷ In den Erzählstrategien lässt sich also der Entwurf einer Lebenswelt ausmachen, der von der Logik der Arbeitssphäre durchdrungen ist. Hierzu noch einmal Dressel und Langreiter: „Vielmehr haben wir es hier [...] mit einem Lebensentwurf zu tun, in dem bewusst nicht mehr zwischen

¹¹⁷Gert Dressel, Nikola Langreiter: Arbeit und Freizeit von WissenschaftlerInnen. In: Sabine Gruber, Klara Löffler, Klaus Thien (Hg.): *Bewegte Zeiten. Arbeit und Freizeit nach der Moderne*. Profil Verlag München, Wien 2002, S. 120.

Arbeit und Freizeit getrennt werden soll. [...] In den jeweiligen Lebenswelten der WissenschaftlerInnen dominieren die Logiken der Arbeitssphäre.“¹¹⁸

Trotz dieser Erklärung blieb ein generelles Unverständnis darüber, dass mir der Universitätsbetrieb als überwiegend positiv dargestellt wurde. An diesem Punkt nahm ich meinem Untersuchungsfeld gegenüber eine spezifische Position ein, auf die ich über Bernd Jürgen Warneken und Andreas Wittel aufmerksam wurde. Sie verweisen in Ihrem Text: „Die neue Angst des Forschers vor dem Feld“ auf die Mystifizierung des Untersuchungsgegenstandes, der den/die EthnologenIn zu einem Detektiv mache: „Er [der Ethnologe]¹¹⁹ sieht sich mit einer dem ‚Mord im Orient Express‘ vergleichbaren Situation konfrontiert: „Alle sind schuldig und alle schweigen“¹²⁰. Natürlich ist diese Formulierung zugespitzt, aber ich ging doch davon aus, dass die WissenschaftlerInnen mir wesentliche Problemfelder verschwiegen. Die Mystifizierungen haben so Warneken und Wittel für die Forschung zwei negative Folgen:

„Zum einen kann [der Ethnologe] das Geheimnis entweder lüften oder nicht, das System durchschauen oder ihm aufsitzen. Dieser Dualismus steht einem angemessenen, nämlich mehrstufigen oder prozessualen Verstehenskonzept diametral gegenüber. Zum anderen verbindet sich mit der Mystifizierung eine Homogenisierung des Forschungsfeldes.“¹²¹

Um mich von dieser Homogenisierung zu distanzieren, die auch durch den Verlust der Interviews bedingt ist, komme ich im Folgenden auf jene Erzählungen zurück, die Gegenstand dieser Arbeit sind. Dass ich diesem zweiten Teil der Forschung mit sehr viel mehr Enthusiasmus entgegblickte, ist über zwei aufeinander folgende Einträge nachzuvollziehen, die aus dem Januar 2011 stammen:

„Ich sitze im Zug. Irgendwie freue ich mich auf Wien. Die Universität ist so sehr Teil meines Lebens geworden, dass ich sie auch noch so sehr verabscheuen kann, da ist auch etwas in mir, das nicht loslässt: Es zieht mich zurück.“[Ein paar Tage später] „Im Institut fühle ich mich seit langem wieder zu Hause. Gestern verbrachten Laura und ich Stunden

¹¹⁸ Gert Dressel, Nikola Langreiter: Arbeit und Freizeit von WissenschaftlerInnen. In: Sabine Gruber, Klara Löffler, Klaus Thien (Hg.): *Bewegte Zeiten. Arbeit und Freizeit nach der Moderne*. Profil Verlag München, Wien 2002, S.124 – 125.

¹¹⁹ Die männliche Form ist den Autoren geschuldet die in ihrem Text nicht gendern.

¹²⁰ Bernd Jürgen Warneken, Andreas Wittel: Die neue Angst vor dem Feld. Ethnographisches research up am Beispiel der Unternehmensforschung. In: *Zeitschrift für Volkskunde*, 93, Jg. 1997, S.12.

¹²¹ Ebd. S.12.

in der Bibliothek und als Katrin abschließen wollte, ließ sie uns den Schlüssel da und wir blieben allein zurück. Ich fühlte mich an alte Zeiten erinnert. Es war irgendwie sehr romantisch.“¹²²

Klaus Schönberger hat in dem bereits zitierten Artikel „Widerständigkeit der Biografie“ auf einen interessanten Dualismus verwiesen, den ich im Hinblick auf die folgenden Interviewanalysen als Überleitung besonders passend empfinde:

„Zwar gilt den (kultur-)kritisch inspirierten empirisch wie theoriebezogenen Studien die Entgrenzung von Arbeit und Leben als zentrales Merkmal des Wandels der Erwerbsarbeit. Bezeichnenderweise vermögen sie es aber nicht, ihre eigene bestehende disziplinäre (akademische) Arbeitsteilung (im Sinne von Entgrenzung) zu überwinden.“¹²³

Zweiter Teil der Feldforschung - Über die Arbeit mit dem Material

Da ich ein Interesse an der Selbstverortung der einzelnen WissenschaftlerInnen innerhalb des Feldes habe, entschied ich mich für eine flexible Form der Befragung, die von wenigen grundsätzlichen Fragen bestimmt war und stets auf die jeweilige Interviewsituation angepasst wurde. Da die ProfessorInnen sehr unterschiedlich auf meine Einstiegsfragestellung reagierten, die nach dem akademischen Karriereweg fragte und als Erzählaufforderung gedacht war, entstanden vier Gespräche, die sich inhaltlich mit demselben Gegenstand auseinandersetzen, in der Abfolge und der Interaktion aber stark variieren. In jedem dieser vier Interviews wurde ich zu einem bestimmten Zeitpunkt aufgefordert, meine eigene Position klarer darzustellen. Die WissenschaftlerInnen bezogen mich und meinen Standpunkt dezidiert mit ein und argumentierten auch im Hinblick auf meine eigene Positionierung im Feld. In diesem Sinne betrachte ich die Interviews mit James Clifford als Prozess eines Dialog, „bei dem Gesprächspartner aktiv über eine gemeinsame Sicht der Realität verhandeln.“¹²⁴ Bei der Arbeit mit den Interviews orientierte ich mich an dem Werk „Das verstehende Interview“ von Jean-Claude Kaufmann, der die Theorieproduktion als Ziel der

¹²²Tagebucheintrag, 01.01.2011 [Namen wurden verändert]

¹²³Klaus Schönberger: Widerständigkeit der Biografie. Zu den Grenzen der Entgrenzung neuer Konzepte alltäglicher Lebensführung im Übergang vom fordistischen zum postfordistischen Arbeitsparadigma. In: Irene Götz, Barbara Lemberger (Hg.): Prekär arbeiten, prekär Leben. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein gesellschaftliches Phänomen. Campus Verlag Frankfurt am Main, New York 2009, S. 63.

¹²⁴James Clifford: Über Ethnographische Autorität. In: Eberhard Berg, Martin Fuchs (Hg.): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1993, S. 137.

Methode auffasst. Diese werde über eine stete Hin- und Herbewegung zwischen „Verstehen, aufmerksamem Zuhören, Distanzierung und kritischer Analyse“¹²⁵ vollzogen. Ausgehend von den Tonbandaufnahmen, die ich mir immer und immer wieder anhörte, stoppte und meine Gedanken und Fragen notierte, wurde ein Prozess vollzogen in dem Interpretationen angeregt und wieder verworfen wurden. Parallel zu diesem Prozess habe ich meine Lektüre fortgesetzt und so über ein stetes aufeinander Beziehen von Empirie und Theorie eine Deutung herausgearbeitet, die Bestand hat und als Ergebnis gelten kann. Auf diese Weise nimmt der Gegenstand mit den Worten Kaufmanns gesprochen

„Schritt für Schritt Konturen an, und zwar durch die täglich voranschreitende theoretische Ausarbeitung auf der Grundlage von Hypothesen, die auf der Basis des Untersuchungsterrains gebildet werden. Daraus resultiert eine Theorie besonderen Typs, die sich am Konkreten gerieben hat und nur langsam aus den Daten auftaucht – das, was Anselm Straus (1995) die Grounded Theory nennt, also eine Theorie, die von unten kommt und in den Tatsachen wurzelt.“¹²⁶

Ich gehe im Folgenden der Reihe nach auf die einzelnen Interviews ein und werde jedes unter Berücksichtigung der spezifischen Interviewsituation analysieren. An den Anfang jeder Analyse stelle ich einen Auszug aus meinem Feldforschungstagebuch, in dem ich auf die Interviewsituation eingehe und das Erlebte in der eigenen Wahrnehmung wiedergebe. Die Textpassagen entstanden unmittelbar nach den Interviews, wurden für diese Arbeit aber noch einmal in Hinblick auf die Raumwahrnehmung überarbeitet. Obwohl mir von den Lehrenden nahe gelegt worden ist, dass ich keine Anonymisierung vornehmen müsse, habe ich mich aufgrund einer für mich notwendigen Distanzierung doch für diese entschieden. Auch wenn es über die Darstellung der wissenschaftlichen Lebensläufe möglich wird, die Personen zu identifizieren, kann der/die LeserIn wählen, ob er/sie diesen Schritt gehen möchte oder eben nicht.

Bernhard Rathmayr hat in dem Artikel „Jäger, Feldherrn, Vogelkundler, Detektive und Wanderer: Zur Metaphorik sozialwissenschaftlicher Forschung“, der mich aufgrund seines Titels ansprach, auf einen wichtigen Punkt hingewiesen, der im Hinblick auf meinen Umgang mit dem Material von großer Bedeutung ist:

¹²⁵Jean-Claude Kaufmann: Das verstehende Interview. Univ.-Verlag Konstanz 1999, S. 32.

¹²⁶Ebd. S. 32-33.

„Forschung muß von denen angeleitet werden, die immer schon Subjekte der Erkenntnis waren, lange bevor sie durch sozialwissenschaftliche Forschung deren Objekte wurden“¹²⁷ Ich möchte mir diesen Ratschlag für meine Arbeit besonders zu Herzen nehmen, da die Subjekte meiner Forschung eben jene Menschen sind, die sich normalerweise auf der anderen Seite der Forschungssituation befinden. Und bevor ich im folgenden Hauptteil meiner Arbeit auf die Interviewanalysen eingehe, möchte ich noch ein letztes Zitat voranstellen, das mich auch deswegen so anspricht, weil es von einem Studierenden kommt, der den Glauben an eine gute Universität noch nicht aufgegeben hat:

“Noch steht nicht alle Wissenschaft unter der Marktlogik, und es sollte die begründete Hoffnung bestehen dürfen, daß hier noch Menschen zu finden sind, die dem wissenschaftlichen Arbeiten einen Wert an sich und einen realen Gebrauchswert zuerkennen; Menschen, die dagegen etwas unternehmen, daß die Wissenschaft immer mehr und jetzt auch das Studium durchökonomisiert werden soll; Menschen, die erkennen, daß es eine Differenz gibt zwischen Gebrauchswert und Tauschwert und auf dieser Differenz beharren und nicht den Gebrauchswert durch eine Orientierung am Tauschwert zunichte machen lassen.“¹²⁸

4. Interviewanalysen

„Ich würde keinen Job wollen, wo ich um fünf den Schreibtisch fallen lass“

Das Büro von Frau Becker wirkt groß und hell. In der Mitte des rechteckigen Raumes, dessen Kopfseite von einem großen Fenster ausgefüllt wird, liegt ein großer, in dunklen Rottönen gehaltener Teppich. Rechts neben der Tür steht ein runder Tisch mit einigen Sesseln. Hier nehmen wir Platz. Gleich neben dem Tisch hängen Poster, die auf ihre wissenschaftlichen Ausstellungen verweisen. Der große Schreibtisch schaut aus, als wäre unmittelbar vor meinem Eintreten noch daran gearbeitet worden. Es türmen sich Bücher neben diversen Papierstapeln und Ordnern. Hinter dem Schreibtisch kann ich aus einem Fenster auf die Dächer des ersten Bezirks schauen, was den Raum noch größer erscheinen lässt. An den langen Seiten des Zimmers stehen volle Bücherregale, die bis an die Decke reichen. Der Raum wirkt gemütlich und warm. Während des

¹²⁷Bernhard Rathmayr: Jäger, Feldherrn, Vogelkundler, Detektive und Wanderer: Zur Metaphorik sozialwissenschaftlicher Forschung. In: Theo Hug (Hg.): Erziehungswissenschaft als Lebensform. Theoretische und erfahrungsreflexive Beiträge zur Hochschuldidaktik und Wissenschaftsforschung. Österreichischer Studien Verlag Innsbruck 1991, S. 155.

¹²⁸Bernd-Kai Garesée: Was nichts kostet ist nichts Wert? Gelesen auf: <http://unimut.fsk.uni-heidelberg.de/archiv/um073.html> [16.10.2012]

Interviews, das anderthalb Stunden dauern wird, steht Frau Becker ein paar Mal auf – zunächst, um sich ihre Zigaretten zu holen und später, um uns beiden ein Getränk zu bringen. Während des Gesprächs, das ich als bedacht beschreiben würde, eröffnet sich ein Raum des gemeinsamen Nachdenkens, der auch durch ihr wiederholtes Nachfragen bedingt ist. Es entstehen immer wieder Pausen, die wir beide aushalten und uns die Zeit zum Überlegen nehmen. Ich gehe auf ihre Antworten ein und hake nach, wenn mir etwas nicht verständlich ist. Wir teilen viele der hervorgehobenen Ideale und die Wut über deren mangelnde Umsetzung im universitären Betrieb. Nur ihre letzte Frage - wie ich aus dem nun eine Geschichte machen wolle - lässt eine gewisse Irritation zurück.

Dieses erste Interview führte ich mit einer 48-jährigen außerordentlichen Professorin, die eine relativ gradlinige Karriere an der Universität Wien absolviert hat. Die politische Auseinandersetzung mit dem Ort Universität wird gleich zu Beginn des Gesprächs als relevant hervorgehoben. Die Frauenforschung und deren Eingliederung in das bestehende System nehmen einen großen Stellenwert in ihrer eigenen Verortung an der Universität ein. Frau Becker war Studienrichtungsvertreterin, hat sich politisch engagiert - war Mitbegründerin einer Initiative zur Frauenforschung und ihrer Verankerung in der Lehre. Nach dem Studium folgte ein Forschungsprojekt und seit 1992 ist sie in verschiedenen Stellen an der Universität Wien angestellt. Obwohl sie ihre Karriere im Nachhinein als gradlinig beschreibt, hebt sie hervor, dass sie sich zu Beginn ihrer wissenschaftlichen Laufbahn nicht in der Uni habe sehen können. Diese Option war als „Denkmöglichkeit nicht vorhanden“¹²⁹. Als feministisch positionierte Wissenschaftlerin grenzt sie sich von dem alten Universitätssystem ab, das sie als „Old-Boy-Network“ beschreibt:

“[...] also, so ein Einstieg in die Wissenschaft [kurze Pause] war [kurze Pause] ich glaub, war als Denkmöglichkeit nicht wirklich vorhanden. [...] ich denke, dass ich eher davon ausgegangen bin, dass dieses Old-Boy-Network so gut funktioniert, dass es sowieso keine Chance irgendwie gibt als auch feministisch positionierte Nachwuchswissenschaftlerin in den Betrieb irgendwie einzusteigen. Ja?“¹³⁰

Die zitierte Passage steht beispielhaft für ihre Bemühungen ihr eigenes Handeln in politische Bezüge zu setzen und damit ihr eigenes Tun in den Kontext des

¹²⁹Aus dem Interview S. 2.

¹³⁰Aus dem Interview S. 2-3.

historischen Prozesses einzugliedern. Albrecht Lehmann hat diese Art der Erzählstrategie als Leitlinie des lebensgeschichtlichen Erzählens beschrieben. Er betonte, dass uns „Ihre Analyse [...] die Genese einer Person in ihrer Lebenszeit und im historischen Prozeß vor Augen [führt].“¹³¹ An einem weiteren Auszug kann diese Leitlinie noch einmal nachvollzogen werden:

„Ich glaube, es kommt auch drauf an, was so der eigentliche politische Background ist, ich komm aus dieser FeministInnen-Ecke, und für FeministInnen war die Institution irgendwie nicht primär positiv besetzt. Also das heißt, wir hatten damals schon so unsere Zweifel, ob das wirklich eine Arbeit ist, wo man auch wirklich gerne selber arbeiten möchte. Also Uni war jetzt nicht so, also, für diese feministische Fraktion war die Uni nicht irgendwie ein Ort, wo man sagt 'super da will ich unbedingt hin'.“¹³²

Frau Becker nimmt in diesem Punkt Abstand von den hierarchischen Strukturen der Universität und verortet sich selbst außerhalb. Dieses außerhalb bleibt aber in spezifischer Weise auch ein innerhalb, weil sich die FeministInnen auch an der Universität organisierten und hier Netzwerke spannten. Da sich Frau Becker im Besonderen für die Eingliederung der Frauenforschung in der Universität einsetzte, wird dieser Aspekt noch einmal deutlicher. In der Aufgliederung von außen und innen - wobei das Außen die männlich dominierten, hierarchischen Strukturen und das Innen die inhaltliche Auseinandersetzung mit dem System darstellen - wird es ihr möglich sich gleichzeitig außerhalb und innerhalb der Universität zu verorten. So lassen sich ihre Schilderungen des Zeitausmaßes sowie die Hingabe für den Gegenstand der Arbeit mühelos in das von Gert Dressel und Nikola Langreiter eingeführte Muster der „Wissenschaft als Berufung“ eingliedern. Auf die Frage, ob die von ihr skizzierte Verschmelzung von Arbeit und Freizeit etwas Positives oder etwas Negatives sei, antwortet Frau Becker beispielsweise:

„[Pause] Das bin ich gerade mit meinen DiplomantInnen und DissertantInnen am diskutieren. Eh [kurze Pause] für mich ist es was Positives, em weil man könnte ja auch sagen, umgekehrt sagen, man hat sich das was einem Spaß macht irgendwie zu seinem Job gemacht, ja? [...] [kurze Pause] Also ich würde keinen Job wollen, wo ich eh, keine Ahnung, um 5 den Schreibtisch fallen lass und dann anschließend mich bis zum nächsten Morgen damit nicht mehr beschäftige was meine Arbeit ist, also das ist für mich unvorstellbar,

¹³¹ Albrecht Lehmann: Leitlinien des Lebensgeschichtlichen Erzählens. In: R. W. Brednich, H. Lixfeld u.a. (Hg.): Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Autobiographische Materialien in der volkskundlichen Forschung. Freiburg i. Br. 1982, S. 84.

¹³² Aus dem Interview S. 9.

würd ich nicht machen [räuspern].“¹³³

In dieser Passage passiert der Professorin ein Versprecher, den sie selbst nicht bemerkt, der für mich aber stellvertretend für die Akzeptanz der Anstrengung des täglichen Arbeitspensums einer WissenschaftlerIn an der Universität steht. Die Vorstellung des Kraftaktes, dessen es bedarf um einen Schreibtisch zu heben, hat sich in meinen Kopf gesetzt und ist fortan ein bildliches Synonym für die Arbeit in der Universität. Frau Becker stellt mir die Vorstellung, den Schreibtisch fallen zu lassen, als etwas Absurdes dar, während ich diesen Akt im bildlichen Sinn als eine ungeheure Erleichterung visualisiere. Für mich drückt sich in diesem Bild des gehobenen Schreibtisches ein Teil des Ideals von Wissenschaft aus, der für Frau Becker nicht erklärungsbedürftig erscheint. Ihr Räuspern schließt diese Passage klar ab und hebt die Eindeutigkeit dieser Deutung noch einmal hervor. Spannend ist die Zuordnung ihres Arbeitsethos in das Konzept der Wissenschaft als Berufung, da dieses Konzept an anderen Stellen im Interview sehr wohl gebrochen wird. Während in dem oben angeführten Auszug die Logiken der Arbeitssphäre dominieren, distanziert sich Frau Becker an anderen Stellen im Interview klar von diesen. Und genau in dieser Gleichzeitigkeit der Verkörperung des Bildungsideals bei einer klaren Distanzierung von den universitären Rahmenbedingungen, sehe ich den Kampf für eine bessere Universität verortet, dem sie sich verschrieben hat. So gibt sie beispielsweise bei der Frage zu ihren Wünschen bezüglich der Universität eine klare Richtung vor:

„Eh, eine Reorganisation der Universitäten, ja? Em, die nicht nur mit mehr Geld für Bildungspolitik zu tun hat, ja? Also das ist schon auch ein ganz wichtiger Punkt, dass es mehr Kohle für den, für den Bildungsbereich geben müsste, aber es müsste auch wieder eine Reorganisation an den Unis sein. Also weg von diesen starren Hierarchien, weg von der Verschulung [...] und dafür mehr Platz zum Denken, zum Lesen eh, ja?“¹³⁴

Das Ideal der Universität wird hier in ähnlicher Weise umschrieben wie es auch Jan Massschelein und Maarten Simons tun - es geht um einen Raum zum Denken.¹³⁵ Über eine mögliche Umsetzung dieser Räume, die sowohl auf gedanklicher wie auf

¹³³Aus dem Interview S. 4.

¹³⁴Aus dem Interview S. 7.

¹³⁵Vergleiche: Jan Massschelein, Maarten Simons: *Jenseits der Exzellenz. Eine kleine Morphologie der Welt-Universität*. Diaphanes Zürich 2010, S. 59.

materieller Ebene angesprochen werden, kommt sie auf das „team teaching“¹³⁶ zu sprechen und führt weiter an, dass es darum gehen müsse, weniger Prüfungen zu absolvieren. Der Freiraum, der dadurch entstehen würde, könnte in einer intensiveren Auseinandersetzung mit den Inhalten genutzt werden. Wie sie diese Räume in der alltäglichen Praxis füllt, spricht sie indirekt an, wenn sie davon berichtet, dass sie jene Fragen nach den Vor- und Nachteilen einer universitären Karriere mit ihren DiplomantInnen und DissertantInnen diskutiert. Hier ermöglicht sie eine Diskussionskultur, die Denken anregt und damit auch kritischen Umgang mit bestehenden Gegebenheiten schult. Dieser Zugang zum Bildungsideal wird in einer weiteren Passage zum Ausdruck gebracht, in der sie auf ihre Abneigung gegenüber der zunehmenden Verschulung der Universität zu sprechen kommt:

„Ich wollte NIE Lehrerin werden. Und das ich jetzt irgendwie, langsam irgendwie zur Lehrerin werde, ja? Weil sich die Universität eigentlich nicht mehr als Universität darstellt, sondern als höhere Schule, ja? Em, dass ist etwas, das mich, das mich ärgert, ja? Also Lehrerin das weiß ich genau, das wollte ich nie werden. [Ich frage Sie, was es für sie bedeutet Lehrerin zu sein?] Mh, ich glaube die Differenz zwischen Schule und Universität, ja? Ist natürlich eine sehr idealtypische Differenz, ja? In die Schule muss man gehen, ja? Und da gibt es LehrerInnen, die erzählen einem irgendetwas und eh man muss sich das irgendwie anhören und Uni bedeutet, es gibt die Möglichkeit auszuwählen, ja?“¹³⁷

In dieser Passage wird ein Bildungsideal vorgestellt, das eigenverantwortliches Handeln und eine große Neugierde impliziert. Um mir diesen Aspekt zu verdeutlichen, berichtet Frau Becker in einer längeren Passage von einer Philosophin, die während ihres eigenen Studiums einen großen Eindruck auf Sie gemacht hat:

„Und ich weiß es gab zu der Zeit, in der ich studiert hab, gab es eine Vorlesung von der Hertrud Nagel, eine Philosophin die jetzt gerade emeritiert ist, glaub ich, eh und die Herti Nagel hatte eine Vorlesung, Dienstag 9 Uhr, Hörsaal 50, ja? Und da sind wir alle hingepilgert, ja? Und [...] Dienstag 9 Uhr, Hörsaal 50, das hat sicher nicht in einen studentischen Zeitplan gepasst, ja? Niemand geht um 9ne freiwillig in die, auf die Uni, ja? Eh, damals sind wir da alle hingepilgert, ja? Weil die Herti Nagel war einfach super, war einfach wichtig, ja? Also das heißt, ich habe meine Vorlesungen und Seminare ausgesucht nach dem, was mich interessiert hat und nicht nach

¹³⁶Aus dem Interview S. 7.

¹³⁷Aus dem Interview S. 10.

meinem Zeitplan.“¹³⁸

Allein ihre Wortwahl macht deutlich, welche Bedeutung sie dieser Vorlesung und damit einem spezifischen Bildungsideal gibt. Sie „pilgerten“ zu einer Frau, die ihnen eine andere Art des Denkens vermittelte. Eine, die sie selbst als ausgesprochen wichtig erachtet und die sie heute gerne in ihren eigenen Vorlesungen weitergeben würde. Dass der Arbeitsalltag in der Universität, bedingt durch die neuen Bachelor- und Master- Studiengänge, mittlerweile allerdings von diesem Ideal abweicht, lasse sich auch an den Erklärungen der Studierenden nachvollziehen. Zwei Drittel suchen die Lehrveranstaltungen, Frau Becker zufolge, nur mehr nach zeitlichen Gesichtspunkten aus. Den Ärger darüber spricht Sie offen an und gibt ihre Unzufriedenheit über die Struktur der Universität auch in einer weiteren Passage kund, in der es um die Dauer der Verträge geht:

„Ich mein, die Uni Wien wird ja mittlerweile auch von vielen kritisiert, ja? Und ich kritisiere das seit Beginn, ja? Eh, die Absurdität [räuspern], man bildet Leute oder bildet aus ja, unter Anführungszeiten, bildet sie sechs Jahre lang aus, ja? In diesen sechs Jahren können sie 27 Bücher publizieren, ja? Sie können sich den Arsch aufreißen, ja? Eh, nach sechs Jahren ist es over. [kurze Pause] Und das ist ein Schwachsinn. Kein Privatbetrieb würde Leute die sechs Jahre gut gearbeitet haben nach sechs Jahren rausschmeißen und sagen, tschuldigung jetzt ham sie sechs Jahr, jetzt gehen sie zur Konkurrenz, ich mein völlig idiotisch. [kurze Pause] Ja? Und in Deutschland, und in Deutschland deto, ja?“¹³⁹

Frau Becker macht hier auf eine Absurdität aufmerksam, da es sich bei der Ökonomisierung der Universitäten nicht um ein Eingehen auf die Marktgesetzmäßigkeiten handelt, sondern lediglich eine Simulation des Marktes vollzogen wird.¹⁴⁰ Auf diese Weise entstehen Bedingungen, die beiden Konzepten – dem des Marktes wie auch dem der Universität – zuwider laufen. Ihre Kritik richtet sich gezielt an Strukturen die im Zuge des neuen Universitätsgesetzes 2002 eingeführt wurden. Mittels dieses Gesetzes wurden Aspekte des Marktes gefördert, die ihrem eigenen Bildungsideal entgegenstehen und so gar nicht in die Wissenschaft

¹³⁸Aus dem Interview S. 10.

¹³⁹Aus dem Interview S. 19.

¹⁴⁰ Vergleiche hierzu: Peter Kampits: Versuch über die Unsicherheit. Vom Nutzen und Nachteil der sichereren Laufbahn der Hochschullehrer für die gedeihliche Entwicklung der Zivilgesellschaft. In: Emil Brix, Jürgen Nautz (Hg.): Universitäten in der Zivilgesellschaft. Passagen Verlag Wien 2002, S.142.

passen wollen. Diese Meinung teilt sie mit dem Philosophen Peter Kampits, der hervorgehoben hat, dass „Steuerungsmechanismen marktanaloger Art [...] bedenkenlos auf eine marktferne Institution angewandt [werden, die einen neuen] ökonomischen Utilitarismus [offenbaren] für den Effizienz (was immer das heißen soll) und Verwertungsinteressen an erster Stelle stehen.“¹⁴¹ In dem Beispiel eines Graduiertenkollegs wird ihre Positionierung in Bezug auf diese neuen Bedingungen noch einmal besonders gut nachvollziehbar:

„Mit diesem ganzen Elite, Elite-qua-qua, ja? Em [räuspern] das heißt, man macht einen Pool eh, wurscht welches Beispiel man nimmt eh, mit diesen Graduierten eh, [...] diese Centers of Excellence, ja? Du machst das Center of Excellence zu einer Fragestellung. Wo du zwanzig Leute zu dieser Fragestellung arbeiten lässt. Und dann wird nach vier Jahren das Geld abgedreht und dann gibt's das nimmer. Was passiert dann mit diesen zwanzig Leuten? Die konkurrieren dann um einen Job, den es irgendwo vielleicht gibt“¹⁴².

Die hier zum Ausdruck gebrachte Unzufriedenheit über die zunehmende Ökonomisierung der Universität steht in einem Spannungsverhältnis zur Verortung ihrer Person innerhalb eines breiten geistes- kultur- und sozialwissenschaftlichen Umfeldes, das Arbeit und Freizeit völlig ineinander aufgehen lässt. Da ihr Mann ebenso wie ihr Freundeskreis demselben wissenschaftlichen Umfeld angehört, ist ihr Leben in besonderem Maße mit der Universität verwoben. Sie sieht diesen Punkt durchaus kritisch, ist aber vollkommen darin verstrickt:

„Ich meine der wichtigste Punkt ist vermutlich, dass eh die FreundInnen sich zunehmend auf KollegInnen reduzieren, ja? Das ist, glaub ich, einer der wichtigsten Punkte, ja? Weil [...] diese Trennung zwischen Arbeit und Freizeit, eigentlich nicht gegeben ist, ja? Und man beschäftigt sich mit seiner Arbeit ja auch gedanklich, ja? Eh, das man da net auch eher seine Freizeit, mit Leuten verbringt, die ähnliche eh Fragestellungen umtreibt, Ja? Eh, wo man aufpassen muss, dass man irgendwie nicht, em [kurze Pause] Leute die [Puuu] sich nicht mit diesen Fragestellungen auseinandersetzen, dass man die nicht einfach langweilig findet und nicht weiß, was man mit denen reden soll, ja?“¹⁴³

¹⁴¹Peter Kampits: Versuch über die Unsicherheit. Vom Nutzen und Nachteil der sicherern Laufbahn der Hochschullehrer für die gedeihliche Entwicklung der Zivilgesellschaft. In: Emil Brix, Jürgen Nautz (Hg.): Universitäten in der Zivilgesellschaft. Passagen Verlag Wien 2002, S. 135.

¹⁴²Aus dem Interview S. 19.

¹⁴³Aus dem Interview S. 11.

In dieser Passage zeigt sich eine Verortung ihrer Person im Feld der Wissenschaft. Die Grenzen zwischen Freizeit und Arbeit sind auf räumlicher, zeitlicher und inhaltlicher Ebene aufgehoben. Als es im weiteren Verlauf unseres Gesprächs doch um Grenzen geht, sind damit nicht die zwischen Arbeit und Freizeit gemeint, sondern jene, die Frau Becker von Menschen trennt, die diese Einheit nicht leben:

„Mann bewegt sich, wo wir vorhin beim Raum waren, man bewegt sich eh nur in bestimmten Teilen der Stadt, ja? Also, das ist schon so, dass man mit Menschen die anders Denken, eh die die Welt aus einer anderen Perspektive betrachten, eh auch räumlich überhaupt nicht mehr zusammen kommt. [kurze Pause] Ja? Also man hat sich so seine Nische geschaffen und bleibt in dieser Nische. [kurze Pause] Ja? Also ich find das, also die Beobachtung find ich, die find ich mal interessant, ja? die Beobachtung, das Menschen, die sozial eh anders positioniert sind, eh sich auch räumlich überhaupt nicht mehr überschneiden.“¹⁴⁴

Ich finde diese Beobachtung ebenfalls interessant, besonders im Hinblick auf das Spannungsverhältnis, das sich aus dieser sozialen Verortung im Feld der Wissenschaft bei gleichzeitiger Infragestellung der Universitätsstruktur ergibt. Das Ideal wird in dieser Schilderung in gewisser Hinsicht gelebt, während die Arbeitsrealität an der Universität einen großen Mangel an diesem Ideal aufweist. Hier kommt jene Anziehungskraft zum Ausdruck, die Edgar Forster der Universität zuschreibt.¹⁴⁵ Denn diese Situation führt dazu, dass beispielsweise über die Rolle der Intellektuellen nachgedacht wird:

„Das sollte man stärker machen also es gibt schon Dinge die, ich weiß eh, die ich für wichtig finden würde und dann im Endeffekt ablehnen tue, weil mir einfach die Zeit dazu fehlt. [räuspern] Aber man müsste im deutschsprachigen Raum auch einmal über die Position der Intellektuellen stärker nachdenken, ja?“¹⁴⁶

Pierre Bourdieu zufolge ist ein Intellektueller jemand, der oder die im eigenen Feld eine Kompetenz erworben hat auf die seine oder ihre Autorität baut. „In diesem autonomen Feld müssen die Intellektuellen unabhängig von religiöser, ökonomischer und politischer Macht produzieren können.“¹⁴⁷ Mit der auf diese Weise erworbenen

¹⁴⁴Aus dem Interview S. 12.

¹⁴⁵Vergleiche: Edgar Forster: Die Anziehungskraft der Universität. In: Helga Peskoller, Michaela Ralser, Maria A. Wolf (Hg.): Texturen von Freiheit. Beiträge für Bernhard Rathmayr. University Press Innsbruck, 2007, S. 110.

¹⁴⁶Aus dem Interview. S. 14.

¹⁴⁷Pierre Bourdieu: Die Intellektuellen und die Macht. VSA-Verlag Hamburg 1991, S. 18.

Autorität können sie dann ihr Feld verlassen und werden auch außerhalb ihrer Wissenschaft gehört. Das Auftreten der Intellektuellen, das Bourdieu in dem Werk „Die Intellektuellen und die Macht“ leidenschaftlich fordert, schildert er wie folgt:

„Sie [die Intellektuellen] berufen sich auf die ungeschriebenen Gesetze eines ethischen und wissenschaftlichen Universalismus, um eine Art moralisches Lehramt auszuüben und bei gewissen Gelegenheiten eine kollektive Mobilisierung für einen Kampf zu untermauern, der dazu bestimmt ist, den Werten, die in ihrer Welt gelten, im ganzen sozialen Universum Geltung zu verschaffen.“¹⁴⁸

Wenn sich Frau Becker in der oben angeführten Passage also für eine Auseinandersetzung mit der Rolle der Intellektuellen im deutschsprachigen Raum ausspricht, verortet sie sich in eben diesen Diskursstrang, der die Grenzen der Disziplin verlässt und Einfluss auf die Gesellschaft nehmen möchte. Dieser Einfluss wird über die Fähigkeiten aus dem eigenen Fach geltend gemacht. Das was hier angesprochen ist, steht im Einklang mit der Gesprächssituation, die sich zu diesem Zeitpunkt bereits in eine sehr offene Gesprächsführung gewandelt hat. Ich bin längst nicht mehr allein diejenige, die Fragen stellt. Wenn ich länger überlege oder nachdenkend schaue, werde ich selbst gefragt, ob ich nicht zustimmen würde. Ich versuche meine Fragen in Kontexte einzubetten, teile ihr mit, was ich denke und stelle auch Fragen, die meine eigene Positionierung verdeutlichen. Über Phasen des Nachdenkens vermittelt Frau Becker mir das Gefühl, ernst genommen zu werden. Sie lässt mich in diesem Gespräch an einer spezifischen Reflexion ihres Arbeits-lebens teilhaben. Mir werden Zigaretten und Saft angeboten und ich erkundige mich nach den Auswirkungen der Forschung auf die Gesellschaft - eine Frage, die keineswegs in meinem Interviewleitfaden enthalten war, sondern einfach durch die Gesprächssituation bedingt ist. Meine Nervosität ist fast vollkommen vergangen, ich entwickle eine große Freude an diesem Gespräch, das mir neue Perspektiven öffnet, wobei die Basis durch ähnliche Werte bedingt ist. Der nun folgende Abschnitt unterscheidet sich von den vorigen vornehmlich durch die Tatsache, dass ich auf bisherige Probleme bei den Interviews eingehe und eigene Schwächen offen thematisiere. Als ich im Folgenden versuche, die einseitigen Antworten der JungwissenschaftlerInnen zu rechtfertigen, steigt Frau Becker in eine gegenteilige Argumentation ein. In diesem Teil, in dem es um die Möglichkeiten - oder besser um

¹⁴⁸Bourdieu: Die Intellektuellen und die Macht. VSA-Verlag Hamburg 1991, S. 46.

die Schwierigkeiten einer wissenschaftlichen Karriere geht - wird der Ton hart und die Kritik klar und direkt formuliert. Ihr Einwand: „wenn du mit 40 keine Professur kriegst, kannst putzen gehen“¹⁴⁹, spricht für sich und bringt ihre Unzufriedenheit, die universitäre Struktur betreffend, noch einmal gezielt auf den Punkt.

Eine weitere Phase des Gesprächs setzt ein als sie sich mit folgendem Satz an mich wendet: „Na, ich bin gespannt, wie Sie daraus eine Geschichte erzählen wollen.“¹⁵⁰ Dieser Satz führt zunächst zu einer Irritation meinerseits, da es mir in erster Instanz nicht um eine große Erzählung ging, sondern um die Strategien und Perspektiven der Einzelnen. Ich fühle mich aber dazu angeregt meine bisherigen Gedanken zu bündeln und lege ihr diese in einer Aufzählung der Gemeinsamkeiten dar. In der späteren Auseinandersetzung mit der Transkription kommen mir große Zweifel, was die Vollständigkeit dieser Passage anlangt. Wichtig für die Interpretation dieser Phase scheint mir aber, dass ich mich ihr öffne und große Einblicke in meine eigene Arbeit gewähre. Wir sprechen über Methodenfragen und meinen konkreten Umgang mit dem verlorenen Material. An dieser Stelle nimmt sie die Position einer Betreuerin ein und versucht Anregungen und konkrete Ratschläge zu geben. Am Ende des Gesprächs sitzen sich also nicht mehr zwei Personen gegenüber, die auf gleicher Ebene über Bildungsfragen nachdenken, sondern Professorin und Studierende. Dennoch hat dieses Gespräch den thematisierten Inhalt praktisch verhandelt. Das Ergebnis zeigt sich vor allem in der großen Zufriedenheit, die ich aus dem Raum mitnehme.

„Über Jahre hinein ins Leere arbeiten“

Herr Neumann empfängt mich überrascht an seiner Bürotür, da wir von unterschiedlichen Terminvereinbarungen ausgegangen sind. Er schiebt mich dennoch in seinen Zeitplan ein, und wir nehmen an einem kleinen runden Tisch gleich bei der Tür Platz. Die ersten Momente sind von einer Hektik geprägt, die sich bei mir aufgrund der unerwarteten Situation ergeben. Sein Raum ist vordergründig durch eine Leere zu charakterisieren, die sich sowohl in den Bücherregalen, an den Wänden und auch auf

¹⁴⁹Aus dem Interview S. 19.

¹⁵⁰Aus dem Interview S. 19.

seinem Schreibtisch bemerken lässt. Diese Tatsache ist zwar durch seine vor vier Monaten zurückliegende Berufung zu erklären, dennoch wirkt diese irritierend auf mich. Nach einem holprigen Anfang, bei dem er mich auf meine holistischen Fragen aufmerksam macht, kommt Herr Neumann in einen raschen Erzählfluss, der von klaren und direkten Worten geprägt ist. Die Universität wird in diesem Gespräch als Institution beschrieben, der man sich lieber fern halten sollte, da sie über das Unvermögen Sicherheit und Kohärenz herzustellen als ein vernichtendes System zu charakterisieren sei. Am Ende der Unterhaltung lachen wir beide und die Distanz des Anfangs ist lange überwunden. Ich verlasse das Büro glücklich und dankbar darüber, dass jemand so direkt in Worte fasste, was ich selbst ungeordnet in mir herum trug.

Die Interviewsituation ist zu Beginn maßgeblich davon geprägt, dass ich zu einem unvereinbarten Termin erscheine und der Zeitfaktor sehr zu meiner Verunsicherung beiträgt. Es kommt hinzu, dass meine Einstiegsfragestellung nicht als Erzählaufforderung verstanden wird, sondern bei meinem Gesprächspartner zu Irritationen führt. Er wünscht sich eine präzisere Fragestellung, die ich ihm daraufhin gebe. Er beginnt bei der Entscheidung fürs Geschichtsstudium und berichtet von einem Lehrenden der ihm ein Rollenbild vorlebte, das er selbst gerne einmal ausfüllen wollte. Wie die anderen hat auch Herr Neumann sein Studium zügig absolviert und bekam anschließend eine Stelle angeboten. In den folgenden Jahren hat er verschiedene Projekte übernommen, Lehraufträge ausgeführt, Bücher publiziert und darauf gehofft, dass seine Arbeit irgendwann anerkannt werden würde. Seine gesamte Erzählung stellt eine dezidierte Kritik an dem Universitätssystem dar, das über die unsicheren Arbeitsverträge einen enormen Druck ausübe. Er schildert in schnellem Wortfluss und mittels präziser Ausdrücke seinen langen und haltlosen Weg der Unsicherheiten, den er als zutiefst demütigend empfindet. Folgende Sequenz ist die Antwort auf die Frage, warum er niemandem raten würde WissenschaftlerIn zu werden:

„Em, unvorstellbare Entbehrungen und Unsicherheiten in Jahrzehnten, die alle anderen dazu nutzen Familien zu gründen, sich irgendwo nieder zu lassen, möglicherweise sich umzuorientieren im Leben, em dazu führen, dass man sich immer stärker fokussieren muss auf ein bestimmtes Ziel, die Optionen immer weniger werden, jegliche Option immer bedeutsamer wird, die einem noch offen steht und eh körperlich die Belastungen ganz immens werden.“¹⁵¹

¹⁵¹ Aus dem Interview S. 3.

Herr Neumann hebt hervor, dass man dem “Schicksal zwar Angriffsfläche bieten könne, dass es an einem wirksam werde”¹⁵², einen direkten Weg zur Professur gäbe es aber nicht. Er spricht von immensen körperlichen Belastungen, einem ungesunden Lebensrhythmus und quälenden Zweifeln mit denen er sich in “Durchhalte-Spaziergängen”¹⁵³ auseinander gesetzt habe. In diesen versuchte er das “Biographiekonzept” zu rechtfertigen und darüber nachzudenken was er noch tun könne - mit welchen Menschen er noch arbeiten, welche Projekte organisieren und Netzwerke er ausbauen könnte. Der Soziologe Ulrich Bröckling schildert die von Herrn Neumann betonten Belastungen in dem Werk „Das unternehmerische Selbst“ ähnlich ganzheitlich: „Das Leben im Rhythmus der Projektzyklen verlangt und befördert einen Persönlichkeitstypus, der sich unabhängig macht von langfristigen Bindungen an andere.“¹⁵⁴ Diesen Punkt macht Herr Neumann auch noch einmal in einer der letzten Minuten des Interviews stark, als er die Jahre der Unsicherheit wie folgt zusammenfasst:

„Dieses Leben ist unerträglich wenn man Sicherheiten braucht. Also ich brauchte relativ wenig, ich bin 15 Jahre, jetzt merk ich wie sehr ich ein zu Hause brauche und meine Wohnung und meine Katzen und so was, damit ich so ein Heim habe, das ist so, ich hab, 15 Jahre bin ich gependelt, zwischen, von Los Angeles bis Baku, Zürich, Berlin, München, Konstanz, ich halt das nicht mehr aus! Ich hatte manchmal vier Wohnsitze gleichzeitig und war in keiner Stadt mehr als drei oder vier Monate, so, und das war unerträglich, also kein zu Hause zu haben. Und das macht keine Beziehung mit, so ein ‚gependel‘ und dann dieses, weißt du was du in zwei Jahren? usw.“¹⁵⁵

„Bezogen auf das Verhältnis des Einzelnen zu sich selbst“ so Bröckling „ergibt sich so das Bild eines nicht nur pluralen, sondern auch höchst fluiden Ego, das sich in immer neuen Zusammensetzungen rekombiniert.“¹⁵⁶ Die auf diese Weise zustande kommende Identität gleiche einem „Kaleidoskop“, das sich bei jeder Bewegung neu zusammensetzt.¹⁵⁷ Die Basis dieser Ich-Konstruktion, so konstatiert Bröckling, ist das Projekt: „Die Form 'Projekt' ist ein historisches Apriori unseres Selbstverhältnisses, eine Folie, auf der wir uns – im Guten wie im Schlechten –

¹⁵²Aus dem Interview S. 2.

¹⁵³Aus dem Interview S. 3.

¹⁵⁴Ulrich Bröckling: Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2007, S.264.

¹⁵⁵Aus dem Interview S. 11.

¹⁵⁶Ulrich Bröckling: Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2007 S. 279.

¹⁵⁷Vergleiche: Ebd. S. 279.

selbst begreifen und modellieren.“¹⁵⁸ Wie sehr Herr Neumann diese Folie verinnerlicht hat, wird deutlich als ich ihn nach einer möglichen Veränderung der universitären Rahmenbedingungen frage. Zwar betont Herr Neumann, dass die strukturellen Demütigungen im Apparat seien, ändern könne man diese aber nicht. Er verweist stattdessen auf das Individuum, das damit besser umzugehen habe. Er sieht in der Universitätsstruktur eine Gegebenheit die nicht verändert gehört, mit der er selbst einfach besser hätte umgehen sollen. Er bedauert zwar, dass an diesem System viele gute Leute scheitern, sieht aber keine Notwendigkeit der Veränderung.

Diese Zuweisung der Verantwortung an das Individuum steht im Einklang mit der Argumentation Angelika Mayrs, die in einem Artikel mit dem wunderschönen Titel „Erfahrungsreflexive Betrachtungen. Raubbau an zerbrechlichen Seelen ... oder ... Wer räumt die Trümmer wieder auf?“ darauf hinwies, dass „[d]as persönliche Problem, welches gesellschaftlich-strukturell bedingt ist, [...] mit einer Tendenz zur ‚Privatisierung‘ des individuellen Scheiterns Hand in Hand [geht].“¹⁵⁹ Ihr Text behandelt die Probleme des Massenstudiums der Erziehungswissenschaft in den neunziger Jahren des Innsbrucker Instituts, doch für mich beleuchtet er ein generelles Problem, das in der Erzählung von Herrn Neumann eine zentrale Rolle einnimmt. Der Bildungswissenschaftler Erich Ribolitz sieht die hier auftretende Argumentation in dem Gedanken der Pädagogisierung der Gesellschaft begründet, deren Basis in einer neoliberalen Grundeinstellung fußt:

„Nicht das problemverursachende Sein steht im Fokus der Veränderungsbemühungen sondern die je individuelle Sichtweise des Seins. Absicht ist, dass Menschen sich mit »ihrem Anteil am Problem« beschäftigen und lernen, sich mit den »gegebenen« (sic!) Umständen besser zu arrangieren. Damit lässt sich der allenthalben feststellbare Appell zum vernünftigen Verhalten aber auch unschwer als ein Aspekt der von vielen Soziologen konstatierten Individualisierungstendenz und der damit verbundenen Entideologisierung und Entpolitisierung postmoderner Gesellschaften identifizieren.“¹⁶⁰

¹⁵⁸Ulrich Bröckling: Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2007 S. 282.

¹⁵⁹Angelika Mayr: Erfahrungsreflexive Betrachtungen. Raubbau an zerbrechlichen Seelen ... oder ... Wer räumt die Trümmer wieder auf? In: Theo Hug (Hg.): Erziehungswissenschaft als Lebensform. Theoretische und erfahrungsreflexive Beiträge zur Hochschuldidaktik und Wissenschaftsforschung. Österreichischer Studien Verlag Innsbruck 1991, S. 25.

¹⁶⁰Erich Ribolitz: PÄDAGOGISIERUNG – ODER: »WOLLT IHR DIE TOTALE ERZIEHUNG«? In: Pädagogisierung – Die Kunst Menschen mittels Lernen immer dümmer zu machen. Schulheft 112/2004, S. 9-16.

Jan Masschelein und Maarten Simons haben in diesem Zusammenhang auf einen Aspekt aufmerksam gemacht, der in Bezug auf die Wissenschaft eine besondere Wirkung entfaltet. In Gegenwart einer Sache von Belang, so die Bildungswissenschaftler, gerät die eigene Position ins Straucheln.¹⁶¹ Weil wir uns hingeben, machen wir uns selbst angreifbar. Diese Tatsache ist besonders brisant, da das universitäre System keinem Schutzraum, sondern eher einem Kampffeld gleicht. Die Darstellung der universitären Karriere als ein Leidensweg wird in diesem Zusammenhang besonders nachvollziehbar.

Während Herr Neumann die beschriebene Argumentationslinie in Bezug auf seinen eigenen Umgang mit dem System betont, nimmt seine Darstellung eine andere Richtung ein, als er über die Situation der Studierenden zu sprechen kommt. Er vertritt einen Bildungsanspruch, der für die Studierenden einen bestimmten Nutzen garantieren soll: „Also schon Bildung um der Bildung willen, aber die Persönlichkeit und die persönlichen Anforderungen, die man aus der Uni herausholt für seine weitere berufliche Karriere gehören mit dazu.“¹⁶² Er möchte den Studierenden etwas geben, das er selbst nicht bekommen hat und das bei ihm zu einer über Jahrzehnte andauernden Unsicherheit geführt hat. Mit diesem Punkt ist eine zweite Ebene verbunden, die mit dem neuen Bachelor/Master System verwoben ist. Er wünscht sich eigenständiges Denken, sieht dieses aber nur sehr vereinzelt umgesetzt: „Und eigenständiges Überlegen, reflexives Denken, eh eigenständige Lektüre, neugieriges Nachfragen ist hier bei 10 Prozent der Studenten da.“¹⁶³ Einen Grund dafür verortet auch er im System:

„Sonst ist das Studium sehr hart und ich finde man sollte weniger Prüfungsleistungen, beim BA etwa, verlangen, dafür qualitativ andere. Das ist ja ein einziges Abgegrase, da kann man ja überhaupt keinerlei Bildung mehr, eh oder Kontinuität in seinem eigenen Studium mehr eh für sich herstellen.“¹⁶⁴

An dieser Stelle wünscht er sich also sehr wohl eine Veränderung der Rahmenbedingungen, die sowohl den Studierenden wie auch ihm selbst zugute

¹⁶¹ Vergleiche: Jan Masschelein, Maarten Simons: *Jenseits der Exzellenz. Eine kleine Morphologie der Welt-Universität*. Diaphanes Zürich 2010, S. 72.

¹⁶² Aus dem Interview S. 8.

¹⁶³ Aus dem Interview S. 8.

¹⁶⁴ Aus dem Interview S. 9.

kommen würde. Herr Neumann vollzieht also eine Trennung zwischen dem eigenen Weg und jenen der Studierenden. Eine gewisse Verantwortungshaltung, die er sich selbst abverlangt, fordert er auch von den Studierenden. Kommen sie diesem Anspruch nicht nach, würden sie bei ihm auf Unverständnis stoßen, das sich allmählich in Ärger wandelt. Hier kommt ein Bildungsanspruch zum Zuge, der ein eigenständiges und verantwortungsvolles Selbst ins Zentrum rückt. Über jene Studierenden, die diesem Anspruch nicht entsprechen, spricht er wie folgt:

„[...] diese mit einer leidens-bitteren Miene eine Veranstaltung absitzenden Leute verweigern jegliche Form von Leistung, wollen nur den Schein haben. Das ist das Schlimmste. Also so eine, so eine Haltung bringt mich zur Verzweiflung. Also dann können sie doch zu Hause bleiben. Also das geht gar nicht! Also, was für eine Zeitverschwendung, was für eine Lebenszeitverschwendung ist es in einer Veranstaltung zu sitzen, die einen nicht interessiert und für die man nur den Schein braucht?“¹⁶⁵

In dem hier zum Zuge kommenden Bildungsbegriff wird die Verantwortung für die eigenen Entscheidungen in den Mittelpunkt gerückt. Hildegard Macha hat diesen Aspekt der Verantwortung in ihrem Werk „Erfolgreiche Frauen. Wie sie wurden was sie sind“ mit der Bedeutung von Partizipation in der Gesellschaft verknüpft und einen weiteren Gesichtspunkt hinzugefügt. Sie bestimmt den Bildungsbegriff nun wie folgt: „Bei aller Autonomie ist das Ich jedoch von den umgebenen Systemen abhängig und ohne die anderen nicht überlebensfähig. In dieser Dialektik muss der Bildungsprozess gesehen werden. Interdependenz ist als Ziel der Bildung ebenso bedeutsam wie Autonomie“¹⁶⁶. Dass Herr Neumann diese Sichtweise teilt, wird in seiner Argumentation deutlich. Um der Abhängigkeit von dem umgebenden System Universität nicht ganz so ausgeliefert zu sein wie er es war, legt Herr Neumann den Studierenden nahe, sich Fragen nach der Bedeutung ihres Wissens außerhalb der Universität zu stellen. Damit bemüht er sich um die Eröffnung von Perspektiven, die ihm nicht gegeben waren.

Neben dieser Trennung vom eigenen Weg und den zukünftigen Wegen der Studierenden - für die er sich sichtlich einsetzt - erscheint mir eine weitere Trennung

¹⁶⁵Aus dem Interview S. 8.

¹⁶⁶Hildegard Macha (Hg.): Erfolgreiche Frauen. Wie sie wurden was sie sind. Campus Verlag Frankfurt am Main, New York 2000. S.14.

von großer Relevanz zu sein. Diese Trennung möchte ich anhand einer Interviewpassage deutlich machen, die einen spezifischen Frage-Antwort-Wechsel wiedergibt, der sich nach den Anfangsschwierigkeiten im Interview zunehmend festigt und damit als ein Beispiel für die generelle Gesprächsdynamik stehen kann. Auffallend ist meine Fragestellung, die von der offenen Frageform abweicht (was mir ausgesprochen unangenehm ist) und zunehmend eigene Deutungen spiegelt und die von meinem Gesprächspartner klar als solche zurückgeworfen werden. Es geht in der folgenden Passage um den von Herrn Neumann angesprochenen Berufswechsel, den er angestrebt hätte, wenn er die Professur in Wien nicht erhalten hätte:

Interviewerin: Em, eins fiel mir jetzt noch ein, wenn Sie sagen, dass Wissenschaft auch ihr Leben ist und Sie überlegt haben, diesen Schnitt zu machen, em, gab's da nicht Ängste, dass das ganze Umfeld ja Wissenschaft bleibt? Und wohin geht man dann ins Neue? Oder ist das ohnehin...

Herr Neumann.: Ich verstehe das jetzt nicht.

Interviewerin: Also, ich stell mir das so vor: wenn das ganze Leben Wissenschaft ist, dann hat man ja auch Freunde und Kollegen und Bekannte [...]

Herr Neumann.: Keiner meiner Freunde und Bekannten setzt einen Fuß in die Universität.

Interviewerin: Aha.¹⁶⁷

Es folgt eine lange Passage in der er sein „Innen“ beschreibt. Einen Bereich, der frei von der Universität gehalten wird, der durchwegs positiv bewertet wird und zu dem seine Freunde und Bekannten zählen. Er vollzieht einen Schnitt mitten durch die Bereiche Arbeit und Freundschaft, während er sein Leben. Gleichzeitig in „den Dienst der Wissenschaft“ stellt. Für ihn kommt es bei dieser Trennung zu keinerlei Schwierigkeiten. Die Wissenschaft ist sein Leben, die Universität wird als „Außen“ beschrieben, in das die Freunde nicht vordringen. Dass dieses Außen negativ besetzt ist, wird noch einmal deutlich, als er meine Frage seine Ängste betreffend, wieder aufgreift. Er erklärt, dass er sich eher davor gefürchtet habe zu einem verbitterten Menschen zu werden, der seinen Lebensinhalt darin sehe, anderen zu erzählen wie glücklich er sei, dass er nicht Professor werden musste. Diese Art von Menschen habe er erlebt und das wollte er in jedem Fall vermeiden. Wie verheerend sich die Phasen der Unsicherheit auf den Menschen auswirken können wird in dieser Angst

¹⁶⁷ Aus dem Interview S. 7.

nur zu deutlich. Er hat Menschen erlebt, die an diesem System zerbrochen sind und macht deutlich, dass er sich von diesen distanzieren musste, um weiter zu machen. Diese Strategie der Abwendung findet in einer weiteren Passage seinen Ausdruck, als er mir erklärt, warum ein vollkommener Bruch mit der Universität nötig geworden wäre, wenn er die Professur in Wien nicht erhalten hätte.

„Also diese Zeit des Wartens und der Unsicherheit war keine produktive Zeit, wo man dann so irgendwas schönes macht, sondern das war eine Belastung, wo man dann auch keinen Freiraum hatte, Alternativen zu denken. Also das war nicht mal so, dass man in dem System hinaus denken konnte, mir wenigstens war es nicht möglich, mich in dem System aus dem System heraus zu denken. Ich hätte wirklich einen kompletten Bruch gebraucht, um auch ganz neu zu denken.“¹⁶⁸

Herr Neumann spricht in dieser Passage einen Gedanken an, der mir selbst vertraut ist. Diese Tatsache hat Einfluss auf die weitere Gesprächsführung. Ich lasse ihn wissen, dass ich seinen Gedankengang verstehen kann und dass er bereits auf alle Aspekte eingegangen sei, die mich interessiert hätten. Er gibt mir daraufhin die Möglichkeit, weitere Fragen zu stellen und betont: „wir sind jetzt ja gerade erst dabei.“¹⁶⁹ Ich führe das Interview also fort und er richtet nach der nächsten längeren Sequenz die erste Frage an mich. In dieser geht es um mein Interesse an den ProfessorInnen aus der Geschichte. Ich erzähle von den Beweggründen für die Forschung und für die Wahl des Faches. Darüber hinaus komme ich auf die von mir empfundene Enge des eigenen Faches zu sprechen und nenne den Wunsch nach neuen Perspektiven. Diese Aspekte greift er auf und spricht von der Freiheit, die ihm im Institut gewährt werde. Als er zu einem vorläufigen Ende kommt, lasse ich ihn wissen, dass ich mich von der Vorstellung einer Karriere in der Universität entfernt habe. Auf seine Nachfrage, ob ich keine Wissenschaftlerin werde wolle, antworte ich entschieden mit nein. Und er beglückwünscht mich daraufhin.

In einem Letzten Abschnitt fasst Herr Neumann noch einmal die Strapazen der letzten zwanzig Jahre zusammen und endet mit der momentanen Lage (der Professur in Wien), die er mir als „Lottogewinn“ beschreibt. Die Interviewsituation wird schließlich von ihm mit einer Anekdote beendet, die seine momentane Situation

¹⁶⁸Aus dem Interview S. 7.

¹⁶⁹Aus dem Interview S. 7.

aufwertet und mich zum Lachen bringt:

Herr Neumann: Es hätte mich auch nach Paderborn verschlagen können.

Interviewerin: [Lachen]

Herr Neumann: Dann hätte ich mir so eine Stadt schön reden müssen, furchtbar! Das letzte Ereignis, das in Paderborn von historischem Interesse war, dass Kaiser Tiberius dort im Jahre 6 nach Christus dort sein Rheuma kuriert hat. Aber ansonsten, also seit 2000 Jahren, nichts mehr.

Interviewerin: [Lachen]¹⁷⁰

Die Anspannung ist mit diesem Einschub vollends aufgehoben. Bevor ich sein Büro verlasse betont er noch einmal, dass ich es mit der Entscheidung, nicht in der Universität zu bleiben, richtig gemacht habe. Mit dieser wiederholten Beglückwünschung wird die gemeinsame Ausgangslage noch einmal hervorgehoben. Die Bestätigung tut mir gut, bündelt seine Erzählung aber auch noch einmal und holt sie in einen einzigen Satz zusammen. Dieser ist sowohl an mich gerichtet als er auch als seine allgemeine Positionierung im Interview gelesen werden kann.

„Vieles was, was Leuten Stress macht, wie wir alle wissen, ist halt im Kopf“

Die Wissenschaftlerin bietet mir einen Stuhl auf der gegenüberliegenden Seite ihres Schreibtisches an, der den größten Platz in ihrem ca. 12 m² großen Zimmer einnimmt. Auf ihm ist ein längliches, weißes Gestell aus Metall aufgestellt, in welches verschiedenfarbige Mappen und Zettel ordentlich einsortiert sind. An der Wand hinter mir steht ein die gesamte Längsseite des Zimmers ausfüllendes Regal mit Büchern und Aktenordnern. Hinter ihr an der Wand hängt ein einzelnes, rechteckiges, in roter Farbe gehaltenes Gemälde. Der Raum wirkt aufgeräumt und sortiert. Bevor ich das Interview beginne, bittet Sie mich, auf mein eigenes Interesse einzugehen und die Forschung in einen wissenschaftlichen und institutionellen Kontext einzubetten. In den nächsten vierzig Minuten werde ich von einer regelrechten Flut der Freude und der positiven Assoziationen über Arbeit und Leben mit der Wissenschaft eingenommen. Am Ende sehe ich mich einem gigantischen, unerreichbar scheinendem Abbild einer erfolgreichen Verbindung von Beruf und Karriere gegenüber, das mich in gleicher Weise beeindruckt wie es mich erschreckt. Ich verlasse den Raum ein wenig berauscht und fühle mich erst einmal außerstande zu sagen, ob das etwas Positives oder etwas Negatives ist.

¹⁷⁰ Aus dem Interview S. 12.

Frau Müller kommt aus einem bildungsnahen Milieu. Dies wird deutlich als sie auf ihre Geschwister zu sprechen kommt, die sich alle auf einer intellektuellen Ebene nah seien. Auch die Tatsache, dass sie vor Beginn ihrer universitären Laufbahn als Aupair nach Frankreich ging - wo sie parallel Sprachkurse an der Universität absolvierte – unterstreicht diesen Aspekt. Von Anbeginn ihrer wissenschaftlichen Karriere bis zur Professur hat Frau Müller parallel im Ministerium gearbeitet. Dort war sie der gesellschaftswissenschaftlichen Abteilung zugeordnet und betreute Forschungsanträge. Diese Tatsache stellt sie als zentral für ihre gesamte Arbeitsbiographie dar und betont den doppelten Nutzen dieser Tätigkeit: Auf der einen Seite sei sie über die Arbeit inhaltlich geschult worden. Auf der anderen Seite schildert sie ihre Tätigkeit im Ministerium in Abgrenzung zur Universität als ein „Außen“. Über diese Beschreibung vollzieht sie in der Konstruktion des „Innen“ die inhaltliche Ebene des wissenschaftlichen Arbeitens und distanziert sich gleichzeitig von den universitären Rahmenbedingungen. Die Sicherheit, die sie über die Anstellung im Ministerium erfährt, nimmt ihr in gewisser Weise den Druck des unsicheren Arbeitsverhältnisses an der Universität. Über die Doppeltätigkeit ist ihr Arbeitsalltag allerdings von einem sehr hohen Stundenausmaß geprägt. Wie sie mit dieser „mehr Arbeit“¹⁷¹ umgeht, ist in folgendem Satz nachzuvollziehen, in dem sie den Einfluss des Ministeriums auf ihr Selbstmanagement betont:

„Em, und deswegen sind erstaunlicherweise die Sachen nicht langsamer sondern schneller eigentlich gegangen, ja? Weil ich hab gewusst: ok ich bin um fünf Uhr mit meiner Arbeit fertig, jetzt hab ich drei Stunden Zeit noch an meiner Diss zu arbeiten und dann hab ich mich halt einfach hingesetzt und hab geschrieben, ja?“¹⁷²

Die hier zum Ausdruck gebrachte Arbeitsleistung wird also über eine strenge Organisation erzielt. Ihr Lebensgefährte, der Jurist ist, trägt zudem dazu bei, dass klare Grenzen zwischen Arbeit und Freizeit gezogen werden können. Diese Grenzziehung bestimmt ihre Schilderung von Anfang bis zum Ende und lässt einen roten Faden entstehen, der Brüche und Unsicherheiten verdeckt. So nennt sie den Punkt der Abgrenzung vom universitären Feld als einen der wichtigsten Aspekte ihres persönlichen Lebensweges:

¹⁷¹Ausdruck stammt von Frau Müller.

¹⁷²Aus dem Interview S. 4.

„Das ist vielleicht einer der wesentlichen gleichbleibenden Punkte in meinem Lebenslauf, dass es mir immer ganz wichtig war, so ein Außen von der Uni zu haben. [...] Weil, genau das was sie vorher gesagt haben, es liegt nicht nur an den Fächern, der akademische Betrieb ist einfach ein sehr, sehr hermetisches Gebäude und zwar ebenfalls, wie sie schon gesagt haben deshalb, weil es einerseits der Job ist, den man hat und andererseits die Fragestellungen so sehr in Lebensformen einwirken.“¹⁷³

Der sichere Arbeitsvertrag im Ministerium verschont Frau Müller also von den Auswirkungen des „hermetischen Gebäudes“ und gewährt ihr ein relativ freies Agieren bei dem Finanzängste oder Zukunftssorgen keine Rolle spielen. Ihr zuversichtlicher Blick in die Zukunft gewinnt für mich auch deshalb so viel Beachtung, weil mein eigener auf diese eher pessimistisch ist. Diese Tatsache führt Alessandro Pelizzari¹⁷⁴ auf die milieuspezifischen Vorraussetzungen zurück - eine These, die ich im Zuge dieser Analysen untermauern möchte.

Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass Frau Müller in ihren Äußerungen über ihr Arbeitsleben immer wieder Bezug auf meine eigene Stellungnahme zu Beginn des Interviews nimmt. Sie stellt ihr eigenes Institut nun beispielsweise einem kleineren (wie dem der Europäischen Ethnologie) gegenüber und betont, dass ihr das Institut für Geschichte durch die Größe einen gewissen Freiraum gewähre, den Sie sehr genieße. Die Distanz zum System betrifft jene Aspekte, in denen der menschliche Umgang mit diesen Strukturen zum Ausdruck kommt. Gespräche in der Kaffeeküche, in denen über die letzten Kongresse, Hearings oder Prüfungskommissionen gesprochen wird, in denen Unmut kundgetan und Ärger zum Ausdruck gebracht wird, werden von Frau Müller gezielt umgangen. Ich erfahre in dem Interview daher nichts über das Vorkommen von Problemen, sondern stattdessen über das Umgehen von Situationen, in denen Probleme entstehen könnten. Damit stehen jene Punkte im Mittelpunkt der Abgrenzung, die mich dazu gebracht haben, von der Vorstellung einer Karriere in der Wissenschaft Abstand zu nehmen. Sie nutzt damit meine Distanzierung, um mir ihre eigenen Strategien näher zu bringen.

¹⁷³Aus dem Interview S. 3.

¹⁷⁴Vergleiche: Alessandro Pelizzari: Dynamiken der Prekarisierung. Atypische Erwerbsverhältnisse und milieuspezifische Unsicherheitsbewältigung. Konstanz 2009. S. 159.

In der Darstellung ihres Lebenslaufes geht sie also in vielen Punkten auf ihr Gegenüber ein und erklärt mir ihre Geschichte in Bezug auf meine eigenen Erfahrungen. Dadurch entsteht eine Nähe, die in einem entscheidenden Punkt gebrochen wird: Die Rahmenbedingungen eines auf Ökonomisierung ausgerichteten Universitätsbetriebes werden in diesem Interview nicht als negative Aspekte hervorgehoben. Gewisse Anforderungen, die das System von den Einzelnen verlangt, hat Frau Müller in ihre eigene Selbstdarstellung übernommen. Hier ist beispielsweise das „Selbstmanagement“ zu nennen, das sie als wichtige persönliche Eigenschaft hervorgehoben hat. Ihr Satz „[...] also vieles was, was Leuten Stress macht, wie wir alle wissen, ist halt im Kopf, ja?“¹⁷⁵ steht daher beispielhaft für ihren Zugang zur Arbeit. Ulrich Bröckling betont in dem bereits genannten Werk über das unternehmerische Selbst: „Auch das eigene Leben lässt sich als Problemlösungszyklus mit festgelegten Schritten begreifen.“¹⁷⁶ Dass Frau Müller dies tut, lässt sich in einer weiteren Passage nachvollziehen, in der es um die Entscheidung ging, die Arbeit im Ministerium aufzugeben.

„Also sagen wir mal so, es war insofern eine Erleichterung, weil einfach eine Entscheidung anstand, ja? Und es war einerseits eine Richtungsentscheidung, die hätte auch anders ausfallen können, ja? Also, wenn das mit dieser Professur nicht geklappt hätte, hät ich mich vielleicht noch auf die eine oder andere beworben, aber ich hätte parallel eh die, die, sagen wir mal die forschungspolitischen Sachen weiter im Auge behalten und wenn sich dann dort etwas ergeben hätte, hätte ich das gemacht, ja? Und es, das wäre auf seine Weise auch gut gewesen, ja?“¹⁷⁷

Frau Müller empfindet bei dieser Richtungsentscheidung keinerlei Ängste. Damit ist auch zu erklären, warum sich keine Erleichterung einstellt. Sie ist sich ihrer Stärken bewusst und geht davon aus, dass es auch bei einer anderen Entscheidung auf „seine Weise gut gewesen wäre.“ Die hier zum Ausdruck gebrachte Haltung, lässt sich in das von Ursula Huws¹⁷⁸ bestimmte Konzept des „Kybertariats“ eingliedern, das dem Prekariat entgegengestellt wird. Christine Kaindl hat es in dem Artikel „Neoliberalismus: hochtechnologische Produktion, prekarisierte Lebensweise“ folgendermaßen ausgedrückt:

¹⁷⁵Aus dem Interview S. 9.

¹⁷⁶Ulrich Bröckling: Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2007, S. 280.

¹⁷⁷Aus dem Interview S. 9.

¹⁷⁸Ursula Huws: The Making of a Cybertariat: Virtual Work in a Real World. Monthley Review Press 2003.

„Sie [das Kybertariat] dürfen sich angesprochen fühlen von der Hochglanzseite des Neoliberalismus: Die Freisetzung von Kreativität, die Verflechtung von Hierarchien, Selbstbestimmung in der Arbeit scheinen hier realisiert. Die Autonomie ist allerdings nicht ohne Selbstausbeutung zu haben und wird gehandelt um den Preis erhöhter Arbeitsbelastung und eines hohen Konkurrenzdrucks.“¹⁷⁹

Dass auch diese erhöhte Selbstausbeutung positiv bewertet wird, ist in folgendem Dialog auszumachen, den ich kurz wiedergeben möchte. Es lässt sich in diesem erkennen, dass mich ihre Schilderung beeindruckt und auch bei Frau Müller im Erzählen deutliche Emotionen hervorgerufen werden:

Frau Müller: Anfang 2007 hab ich mich dann auf diese Stelle hier beworben, und eh gleichzeitig ist damals meine, meine damalige Chefin weggegangen vom Ministerium und ich hab die Abteilungsleitung dort übernommen, also das war wirklich alles zum gleichen Zeitpunkt, und dann bin ich außerdem auch noch mit meinem ersten Kind schwanger geworden [Lachen]

Interviewerin: Wow

Frau Müller: Das war alles im selben Monat [Lachen] Das war ziemlich aufregend.

Interviewerin: [Lachen]

Frau Müller: Die Bewerbung und die Abteilung und das Wissen darum, dass ich ein Baby bekomme. Und dann hab ich noch, war ich noch dort im Ministerium, dann hab ich ganz knapp vor der Geburt noch das Hearing, Hearing für die Professur gehabt,

Interviewerin: Wow

Frau Müller: Also das war wirklich ein ziemlich aufregendes Jahr. [sagt sie mit einem Lächeln im Gesicht]¹⁸⁰

Während mich diese Erzählung vollkommen überwältigt und sich mir unmittelbar Fragen über die Anstrengungen stellen, die diese Belastungen gekostet haben müssen, finden diese in der Passage keine Erwähnung. Es ist nicht die Anstrengung, sondern die Freude, die in dieser Erzählung im Mittelpunkt steht. Frau Müller hat das Konzept der „Powerfrau“ verinnerlicht und macht diese Haltung zu jeder Zeit des Interviews stark. Sie tut dies nicht nur indirekt, sondern spricht es auch konkret an:

„Und das, also kann ich nur empfehlen, [Lachen] jedem, dass man das nicht als Alternative Familie oder Job, gerade bei der Wissenschaft, sondern dass das etwas ist, das erstens zusammen geht, ja? Wenn man sich ein bisschen gut organisiert und auf der anderen Seite, was ganz, ganz wichtig

¹⁷⁹Christine Kaindl: Neoliberalismus: hochtechnologische Produktion, prekarierte Lebensweise. In: Roland Klautke, Birgitte Oehrlein (Hg.): Prekarität – Neoliberalismus – Deregulierung. Beiträge des kritischen Bewegungsdiskurses. VSA-Verlag Hamburg 2007, S. 23.

¹⁸⁰Aus dem Interview, S. 5-6.

ist, weil's einfach, einfach die Perspektive unglaublich erweitert und diese Enge die der akademische Raum einfach in sich trägt, so was von automatisch durchbricht, ja? Und, und andere Prioritäten setzen hilft.“¹⁸¹

Hier wird das Konzept von der Wissenschaft als Berufung deutlich erweitert und Familie und Kinder werden spielend integriert. Mehr noch, sie geben dem Beruf etwas hinzu, das von großer Bedeutung ist: ein Außen. In der Schilderung von Frau Müller sind also beide Ebenen, das Innen und das Außen, positiv besetzt. Sie können es sein, da die Existenz des einen das andere stärkt. Sie selbst ist in dieser Erzählung die Handelnde, die die Bedingungen unhinterfragt annimmt und daraus das Bestmögliche macht. Alessandro Pelizzari führt diese Art der Inwertsetzung der eigenen Kompetenzen auf milieuspezifische Bewältigungsstrategien zurück, die es Menschen aus liberal-intellektuellen Bildungsmilieus ermöglicht, über eine Durchorganisation des Lebensverlaufs eine Leistungsoptimierung zu erzielen, die auf dem Streben nach persönlicher Selbstverwirklichung fußt. Mittels dieser Voraussetzungen sei das Subjekt in der Lage, die Ebenen Arbeit, Familie und Freizeit zu vereinbaren.¹⁸² Pelizzari gibt diesem Typ der milieuspezifischen Unsicherheitsbewältigungsstrategie die Bezeichnung „arbeitskraftunternehmerischer Erwerbshabitus“ und weist darauf hin, dass die

„Ressourcenausstattung [...] in der Regel einen tendenziell hohen Marktwert [besitzt] und [...] entsprechend ausreichend [ist], um eine monetär ansprechende Absicherung oder eine zumindest partielle Gestaltung der neuen Zumutungen aushandeln zu können.“¹⁸³

Pelizzari lässt diese Kategorisierung in verschiedene Typen der Bewältigungsstrategien aber nicht einfach so stehen, sondern beleuchtet ein gesellschaftspolitisches Problem, das durch diese befördert wird. Auf verschiedene Forschungen Bezug nehmend¹⁸⁴ führt er aus, dass dieses Modell der „individuellen Depolitisierung der Arbeitsphäre“ zu einem „stilisierten Leitbild“ avanciert, das wiederum Auswirkungen auf die allgemeine Wahrnehmung vom individuellen Misserfolg hat:

„Der Typus des ‚Arbeitskraftunternehmers‘ erlangt also über Bereiche seiner

¹⁸¹Aus dem Interview S. 6.

¹⁸²Vergleiche: Alessandro Pelizzari: Dynamiken der Prekarisierung. Atypische Erwerbsverhältnisse und milieuspezifische Unsicherheitsbewältigung. UVK Verlagsgesellschaft Konstanz 2009, 154.

¹⁸³Ebd. S.156.

¹⁸⁴(Baethge et al. 1989, 249f), (Bittlingmayer, Bauer 2006, 229), (Pogratz, Voss 2003, 27)

unmittelbaren Umsetzung hinaus langfristig vor allem dadurch besondere Bedeutung, dass er als normativer Leittypus für die Veränderung von Arbeits- und Erwerbsbedingungen wirksam wird und berufliche Misserfolge als individuelles Versagen deutet.¹⁸⁵

Ich finde in dieser Aussage von Pelizzari eine erste Erklärung für mein Gefühl der Überwältigung in Bezug auf die Schilderungen von Frau Müller. Ich fühle mich nicht in der Lage dem mir dargelegten Leittypus zu entsprechen, was zur empfundenen Unsicherheit führt. Der Redakteur der linken Monatszeitung „analyse & kritik“, Dirk Hauer, geht auf das hier zustande kommende Spannungsverhältnis ein und sieht eine mögliche Auflösung dessen in einer Veränderung der momentanen Argumentation in der Prekarisierungs-Debatte.

„Die augenblickliche Debatte um Prekarisierung würde ihre Chancen jedoch vor allem dann entfalten, wenn sie zur Konfrontation mit und zur Reflexion über das eigene Verhalten auf diesem Terrain führen würde und damit zur Re-Politisierung des eigenen prekären Alltags.“¹⁸⁶

Frau Müller tut dies explizit nicht. Sie hat die Anforderungen des neoliberalen Arbeiten und Lebens übernommen und vermeidet es, über die Problematik hinter diesen Anforderungen nach zu denken. In der Erzählung „Alles ist möglich, wenn du nur hart genug dafür arbeitest“ ist jede Form von politischer Kritik am System ausgeschlossen. Da ich dem Ideal der Individualisierung zwiespältig gegenüber stehe und es an diesem Punkt im Interview zu einer klaren Spannung zwischen mir und Frau Müller kommt, möchte ich im Folgenden ein Konzept anwenden, das sich mit einer „kulturellen Übersetzung“ von Interviewinhalten beschäftigt.

Encarnaciòn Gutiérrez Rodríguez bezeichnet die hier auftretende Spannung als Herausforderung, die mittels einer „kulturellen Übersetzung“ gewinnbringend genutzt werden kann. Sie richtet wichtige Fragen an diesen Akt, der sich bei jeder Kommunikation ergibt:

„Wie spüren wir der (Un-)Übersetzbarkeit sozialer Positionalitäten in

¹⁸⁵ Alessandro Pelizzari: Dynamiken Erwerbsverhältnisse und milieuspezifische Unsicherheitsbewältigung. UVK Verlagsgesellschaft Konstanz 2009, 147.

¹⁸⁶ Dirk Hauer: Umkämpfte Normalität. Prekarisierung und Neudefinition proletarischer Reproduktionsbedingungen. In: Roland Klautke, Birgitte Oehrlein (H.g.): Prekarität – Neoliberalismus – Deregulierung. Beiträge des kritischen Bewegungsdiskurses. VSA-Verlag Hamburg 2007, S. 41.

Begegnungen nach, die auf einer angenommenen gemeinsamen Identität beruhen, ausgedrückt etwa durch eine gemeinsame Sprache oder ein gemeinsames Geschlecht? Wie lesen wir die Unterbrechung oder Lücke, die eine soziale Trennung innerhalb einer globalen Verschränkung artikuliert?¹⁸⁷

Diese Fragen erscheinen mir besonders deshalb relevant, weil Frau Müller von einem Lebensmodell spricht, das sie gerne an mich weitergeben würde. Sie sieht eine gemeinsame Basis, die möglicherweise besteht, die ich aber gebrochen sehe, da mir ihre positive Deutung zwar einerseits imponiert, mich diese andererseits aber irritiert. Es kommt also etwas anderes bei mir an als sie ausdrücken möchte. Rodríguez untersucht das Konzept der „kulturellen Übersetzung“ als „Prozess in dem ambivalente soziale und kulturelle Positionen verhandelt werden. [Und] Insofern kann durch Übersetzung Verständnis erlangt werden während sie gleichzeitig auf die Potentialität der Nicht-Übersetzbarkeit verweist.“¹⁸⁸ Rodríguez zufolge liegt genau in der doppelten Verbindung von Identität und Differenz der Gewinn der Verständigung:

„Dieser 'double bind' - also einerseits die Möglichkeit von Sprechen und andererseits die Unmöglichkeit des Verstehens – ermöglicht jedoch die Bewegung in der Begegnung. Durch diese Bewegung entstehen Räume, in denen es für diejenigen zu einem Nutzen dieser Sprache kommt, die in dieser Grammatik nicht vorgesehen sind. Es handelt sich um einen Übersetzungsakt, einen Versuch das andere zu verstehen.“¹⁸⁹

Da ich den Feminismus als gemeinsame Basis wie auch als das trennende Element zwischen Interviewerin und interviewter Person beschreiben möchte, werde ich im Folgenden näher auf unsere Verortungen in diesem Diskursstrang eingehen. Aus der folgenden Passage wird deutlich, welcher Strömung sich Frau Müller zuordnet:

„[...] und dann bin ich über die Cultural Studies eh zu den, zu den Gender Studies gekommen. Also eh, also ich sag immer ich bin, ich bin nicht mehr die die klassische Generation feministische Wissenschaft, sondern die Generation Gender Studies, wo einfach die Vielfalt eh an Kategorien, sowohl der Einschluss- als auch der Ausschlusskategorien, einfach schon eine im Denken schon eine eine Selbstverständlichkeit war. Also ich hab

¹⁸⁷Encarnación Gutiérrez Rodríguez: Akademisches Wissen und militante Forschung. Repräsentation zwischen Krise und Transfer. In: Celine Camus, Annabelle Hornung, Fabienne Imlinger, Angela Kolbe, Milena Noll, Isabelle Stauffer (Hg.): Im Zeichen des Geschlechts. Repräsentation, Konstruktion, Intervention. Ulrike Helmer Verlag Königstein/Taunus 2008. S.92.

¹⁸⁸Ebd. S.92.

¹⁸⁹Ebd. S.92.

nicht mehr gelernt im Sinne von: wir müssen Frauen sichtbar machen, sondern: wir müssen uns anschauen wie Geschlechterverhältnisse funktionieren, ja?“¹⁹⁰

Dieser Beschreibung kann ich sehr viel abgewinnen. Mehr noch, ich selbst würde meinen eigenen Zugang ähnlich formulieren. Doch der Akt der Empfehlung ihrer Lebensweise an andere ist - das möchte ich im Folgenden darlegen - in eben jenen Strom der „Generation feministische Wissenschaft“ (von der sie sich abgrenzt) einzugliedern. Frau Müller verkörpert eine Frau, die es in einem männlich dominierten Arbeitsfeld bis an die Spitze geschafft hat. In ihrer Erzählung geht es aber keinesfalls um Einschluss- oder Ausschlusskategorien, sondern um Vorbilder. In ihrer Darstellung werden soziokulturelle Kontexte außen vor gelassen. Um der „kulturellen Übersetzung“ der hier auftretenden Spannung näher zu kommen, werde ich im Folgenden auf meine eigene Perspektive eingehen und diese der ihren entgegenstellen. Auf diese Weise kann ich mich der Analyse ihrer Äußerungen nähern, ohne meine eigene Sichtweise vorzuziehen.

Der Individualismus, den Frau Müller als strategisches Mittel zu nutzen weiß, führt meines Erachtens nicht zu einer generellen Verbesserung der Situation für Frauen, sondern eben nur für einige wenige. Ich halte es mit Eva Illouz daher für notwendig, die „sozialen und kulturellen Spannungen und Widersprüche, die das moderne Selbst und seine Identität strukturieren“¹⁹¹, auseinander zu nehmen. Es geht mir nicht um das gute Beispiel, sondern um das Verständnis von jenen Problemen, denen sich Frauen heute immer noch stellen müssen. Und mit dem Verständnis über das Zustandekommen der Probleme sollte es anschließend um die allmähliche Beseitigung dieser gehen. Eva Illouz hat in ihren Buch „Warum Liebe weh tut“ einen schönen Schritt in diese Richtung gemacht. In diesem hebt sie hervor, dass sich die Geschlechterungleichheit nicht länger ausnahmslos an sozialen, sondern besonders an emotionalen Ungleichheiten festmachen lässt. Sie führt aus, dass Frauen und Männer in dem Streben nach sozialer Macht über ihre Sexualität, unterschiedliche Strategien verfolgen. Dies sei so, da sich ihnen unterschiedliche Voraussetzungen stellen. „Weil Frauen ihre sexuelle Wahl nicht losgelöst von dem Umstand treffen,

¹⁹⁰Aus dem Interview, S. 5.

¹⁹¹Eva Illouz: Warum Liebe weh tut. Eine soziologische Erklärung. Suhrkamp Verlag Berlin 2011, S.15.

dass ihr sozioökonomischer Status im Fall einer Mutterschaft unmittelbar von einem einzigen Mann abhängt, sind Frauen mit größerer Wahrscheinlichkeit sexuell und emotional exklusiv ausgerichtet“¹⁹² Es zeigt sich also, dass Männer und Frauen auf dem Gebiet der Sexualität, unterschiedlich agieren. Dies sei so, da der Mann seinen sozialen Wert vornehmlich auf den Feldern der Wirtschaft, des beruflichen Erfolgs und der Politik rekrutiere. Den Frauen sei nach wie vor die Mutterschaft zugeschrieben - über diese würden sie Achtung und einen sozialen Wert in der Gesellschaft erlangen. Illouz schreibt treffend, es sei an der Zeit „[...] den Zustand der Entfremdung und Verstimmung zu überprüfen, den die Wechselwirkung und Überschneidung von Gefühlen, sexueller Freiheit und Ökonomie herbeigeführt hat. Solange die Institution der Wirtschaft und der biologischen Reproduktion im Rahmen heterosexueller Familien die Geschlechterungleichheit institutionalisieren, wird die sexuelle Freiheit eine Belastung für Frauen sein“¹⁹³ Illouz macht damit deutlich, dass wir die Gleichberechtigung der Geschlechter nicht erreichen können, ohne uns mit den soziokulturellen Bedingungen von Frauen und Männern in der Moderne auseinanderzusetzen. Und diese sehen für Frauen noch immer (und heute in einer neuen Weise) anders aus als für Männer. Die von Illouz vorgenommene Argumentation der Vergegenwärtigung der soziokulturellen Begebenheiten wird in der Behauptung „Frauen können es schaffen“ ignoriert. Damit ist nun nachvollziehbar geworden, warum ich den politischen Akt den Frau Müller mit ihrer Empfehlung vollzieht, ablehne.

Die Erzählung von Frau Müller ist dennoch in den Kampf um mehr Gleichberechtigung einzugliedern. Auch sie beteiligt sich an dem Engagement für eine bessere Universität, das Rodríguez in der folgenden Passage so schön in Worte gefasst hat: „Dennoch kann dieses Feld ein Ort politischer Auseinandersetzung sein, wie Theodor W. Adorno und Spivak anmerken, ein Ort der Mündigkeit oder der Erziehung zur radikalen demokratischen Praxis. Es ist ein Ort, in dem Wissensformen und Schreibstrategien ausgehandelt werden.“¹⁹⁴ Frau Müller tut

¹⁹²Eva Illouz: Warum Liebe weh tut. Eine soziologische Erklärung. Suhrkamp Verlag Berlin 2011, S. 195.

¹⁹³Ebd. S. 144.

¹⁹⁴Encarnación Gutiérrez Rodríguez: Akademisches Wissen und militante Forschung. Repräsentation zwischen Kriese und Transfer. In: Celine Camus, Annabelle Hornung, Fabienne Imlinger, Angela Kolbe, Milena Noll, Isabelle Stauffer (Hg.): Im Zeichen des Geschlechts. Repräsentation, Konstruktion, Intervention. Ulrike Helmer Verlag Königstein/Taunus 2008. S.84.

dies zwar von einem grundsätzlich anderen Standpunkt aus als ich, doch ihre Intention ist eine feministische. Ich möchte dies verdeutlichen, indem ich das Werk „Professorin und Mutter – wie geht das?“ heranziehe. In diesem werden 26 Erzählungen von Frauen (auch Äußerungen von den Ehemännern oder Kindern kommen als Ergänzung darin vor) dargestellt. Die Frauen berichten wie sie die Sphären Wissenschaft und Mutterschaft erfolgreich verbunden haben. Im Vorwort schreibt die Herausgeberin Birgit Piechulla:

„Vielleicht fehlt es der jetzigen und auch der nachfolgenden Studentengeneration an Vorbildern? Die Beiträge sollen Mut machen, Anregungen geben und verdeutlichen, dass es wenig hilfreich ist, „den Kopf in den Sand zu stecken“ und erst auf bessere Rahmenbedingungen zu warten, ehe man versucht, sein Ziel – wenn auch auf Umwegen – zu verfolgen.“¹⁹⁵

In dieser Passage wird auf eine Positionierung wie die meinige reagiert und eine gegenteilige Argumentation stark gemacht. Ich selbst lese die Passage als einen Vorwurf. Gemeint ist sie aber motivierend. Ein wenig später wird dieser Impetus noch einmal präzisiert. Frau Piechulla schreibt: „Je häufiger diese Wege erfolgreich bestritten werden, umso mehr werden sie sich etablieren und umso einfacher lassen sich Forderungen nach Veränderungen der Rahmenbedingungen über Vereinbarkeit von Professur und Familie durchsetzen.“¹⁹⁶ Ich gliedere die Erzählung von Frau Müller in eben diesen Argumentationsstrang ein und betrachte ihn damit als Ausdruck eines Engagements für eine spezifische Strömung des Feminismus. Frau Müller ist damit eine Personifikation des erweiterten Verständnisses von Wissenschaft als Berufung. Und zu diesem gehört die Sphäre der Familie. Das Arbeitskonzept wird hier mit dem Lebenskonzept in Einklang gebracht. Beide können nicht länger unabhängig voneinander thematisiert werden. In dieser Begebenheit liegt der Erfolg ihrer Arbeitsbiographie begründet, der mit so vielen positiven Assoziationen verbunden ist.

¹⁹⁵ Birgit Piechulla (Hg.): Professorin und Mutter – wie geht das? 28 Berichte vom alltäglichen Spagat zwischen Familie und akademischer Karriere. Spektrum Akademie Verlag, Heidelberg 2011, S. XII.

¹⁹⁶ Ebd. S. X.

„Das ist für mich keine Mühe [...], sondern das ist ein Vergnügen.“

Ich trete in einen schmalen länglichen Raum, der von hohen Bücherregalen dominiert wird. Ein kleineres Fenster an der kurzen Seite spendet nur verhalten Licht. Der Schreibtisch ist in der Mitte des Zimmers positioniert und nimmt fast den gesamten Raum ein. Mir wird der Stuhl auf der gegenüberliegenden Seite des Tisches angeboten. Herr Völker lehnt sich in seinen großen schwarzen Schreibtischsessell zurück, legt einen Arm auf dem Regal ab und beginnt zu erzählen. Ich falle in die Position der Zuhörenden und komme mir dabei jung und naiv vor. Seine basisdemokratischen Grundeinstellungen machen es mir leicht, der Erzählung wohlwollend zu folgen. Die Schilderung von einer 20 Jahre andauernden freien Forschungsphase will zudem so gar nicht in mein Bild von Arbeit an der Universität passen und zwingt mich, den verschiedenen Generationen und den damit verbundenen Arbeitsverträgen an der Universität größere Beachtung zu schenken.

Herr Völker nennt einen väterlichen Freund als Initiator für sein geschichtliches Interesse und führt an, dass es zunächst (er hat 1965 zu studieren begonnen) sein Anliegen gewesen sei, Lehrer zu werden. Erst mit der Zeit habe er sich in Richtung Wissenschaft orientiert. Auch er hat, wie die anderen in Wien studierten ProfessorInnen, einen Lehrgang zur wissenschaftlichen Arbeitsweise belegt und bekam eine Assistentenstelle, die für ihn den Einstieg in die Wissenschaft darstellte. Sein Verhältnis zum Dissertations-Vater beschreibt er als sehr eng und betont die außergewöhnliche Stellung des Professors innerhalb der Universität. Der Einfluss, den diese Person auf sein eigenes Agieren in der Universität gehabt hat, wird dezidiert hervorgehoben und nimmt in den Darstellungen von Herrn Völker großen Raum ein:

„[...] das ich dort einen eh Dissertations-Vater [Schmunzeln] wie man das damals so schön genannt hat, gehabt hab, der ganz anders war als alle anderen, der eben auf Studenten und Studentinnen zugegangen ist und mit ihnen wie Menschen geredet hat. Also damals war ja noch eine unglaublich hierarchische Struktur, nicht? Also der Assistent war schon der Halbgott und der Professor war überhaupt der Gott. Wo man also den dreifachen Kniefall machen musste bevor man in die Sprechstunde konnte, und der war also ganz locker und das hat mich, also der Umgang mit eh Studenten, das hat mich ganz stark geprägt, also auch in meiner eigenen Tätigkeit.“¹⁹⁷

¹⁹⁷ Aus dem Interview, S. 2.

Herr Völker vollzieht in dieser Passage eine Distanzierung vom Universitätssystem, in dem er sozialisiert wurde und überwindet dieses mit der Anlehnung an eine Vorbildfigur. Diese wird auch im weiteren Interviewverlauf von Bedeutung bleiben. So macht er beispielsweise darauf aufmerksam, dass sich unter seinen Freunden viele ehemalige Studierende befinden, da ihm das enge Verhältnis zu diesen stets wichtig gewesen sei. Nach seiner Habilitation, die Herr Völker sehr zügig verfasste, tritt er in ein dauerhaftes Dienstverhältnis an der Universität, das ihm 20 Jahre freie Forschung ermöglichte. Dieser Umstand ist zentral in der Arbeitsbiographie des Professors, da dieser anders als die anderen Interviewpartnerinnen in einem Arbeitsverhältnis mit der Universität steht, das vollkommene Sicherheit gewährt. Herr Völker ist sich dieser besonderen Tatsache bewusst und betont seine Freude darüber:

„[...] hab also 20, ungefähr 20 sehr, sehr gute eh gute Jahre ohne fast ohne Verwaltung und ohne eh alles gehabt, das eh war also sehr, sehr günstig. Eh weil ich eben, eh also der alte Herr Wolfram, also der Institutsdirektor hat gesagt ich sei ein Homo Nolieus am Institut, also einer, der also eh gekommen und gegangen ist wie er wollte.“¹⁹⁸

Die hierarchische Struktur der Universität wird also in zweierlei Weise umgangen. Einerseits orientiert sich Herr Völker an Personen, die sich aus hierarchischem Verhalten nichts machen, und andererseits ist er auch institutionell von diesen befreit. Daher ist es auch nicht verwunderlich, dass seine Vorstellungen von guter Lehre und einem intensiven Austausch über die Fachgrenzen hinaus nicht vom europäischen Universitätssystem geprägt sind, sondern in der amerikanischen Eliteuniversität ihren Ausdruck finden:

„Also mein Vorbild sind natürlich ganz stark die angelsächsischen eh Universitäten und eh, ich mein, wenn man jetzt nach Cambridge kommt, um jetzt ein Beispiel zu nennen, nicht? Dann, dann eh gibt's dort eh einen, einen Raum, wo die eh Lehrenden der Universität gemeinsam, ich weiß nicht, vor dem Abendessen einen Sherry trinken und miteinander reden, und zwar quer durch die Fächer miteinander reden, und dann also gemeinsam Abend essen an diesem round table, eh ich mein das ist natürlich Zeremonie und, und viel auch dabei, aber eh es gibt überhaupt Kommunikationsräume. Bei uns sind an den meisten Instituten eh die ziemlich mickrigen Teeküchen und das is es, nicht? Die Leute setzten sich, können sich net zusammen setzten, das gilt im Übrigen auch für die Studierenden, necht? Es gibt keine Kommunikationsräume für die Studierenden.“¹⁹⁹

¹⁹⁸ Aus dem Interview, S. 3.

¹⁹⁹ Aus dem Interview, S. 8.

Im weiteren Gespräch nennt Herr Völker im Besonderen die amerikanischen Universitäten als Beispiel guter Organisation. Wichtig erscheint mir an dieser Stelle auf das Tenure-System zu verweisen, das eine Bedingung für die dargestellte Gemeinschaft der Lehrenden und Studierenden ist. Denn dort ist eine Sicherheit des Arbeitsverhältnisses gewährleistet, die diesen lockeren Umgang miteinander erst ermöglicht. Aus der Erklärung der American Association of University Professors (aus dem Jahr 1940) geht hervor:

„Tenure is a means to certain ends: specifically: 1) freedom to teaching and research and of extramural activities and 2) a sufficient degree of economic security to make the profession attractive to men and women of ability. Freedom and economic security, hence tenure, are indispensable to the success of an institution in fulfilling its obligations to its students and to society.“²⁰⁰

Da Herr Völker die hier zum Ausdruck kommende Sicherheit in seinem eigenen Leben erfahren hat, ist die Anlehnung an das amerikanische Universitätssystem also nahe liegend. Denn in der österreichischen Universität stellt der Arbeitsvertrag von Herrn Völker eine Ausnahme dar. Und die Hierarchie, von der er sich stark distanziert, ist ein Teil des Systems. Die hier vorgenommene Kritik unterstreicht also seine Außenseiterrolle und steht in Verbindung mit Vorstellungen, die im Rahmen der 1968er Generation in Deutschland an den Universitäten eingefordert wurden (und mit einiger Verzögerung auch in Österreich zu einer Veränderung beitrugen). Konrad Paul Liesmann hat die Philosophie dieser Bewegung in seinem Artikel „Die Folgen von 1968. Von einer Sternstunde zivilen Ungehorsams zur Bürokratisierung der Universitäten?“ in schöne Worte gebracht: „Universitäten sollten Zentren und Knotenpunkte der gesellschaftlichen Demokratisierungsprozesse sein, an ihnen sollten keine Funktionseliten, sondern mündige und kritische Bürger herangebildet werden, die im Berufs- und Privatleben die Demokratisierung weitertreiben und weiterleben sollten.“²⁰¹ Diese Vorstellungen lassen sich auch in der Darstellung von Herr Völker finden. Beispielhaft lässt sich hier seine Position als Institutsvorstand erwähnen, die er nur angenommen habe, da er von den anderen gewählt worden sei. In diesem Zuge betont er noch einmal seine basisdemokratischen Ideale und vertritt damit eine Position, die sich klar in die Philosophie der 1968er Generation

²⁰⁰ Zitiert nach: Peter Kampits: Versuch über die Unsicherheit. Vom Nutzen und Nachteil der sicherern Laufbahn der Hochschullehrer für die gedeihliche Entwicklung der Zivilgesellschaft. In: Emil Brix, Jürgen Nautz (Hg.): Universitäten in der Zivilgesellschaft. Passagen Verlag Wien 2002, S.143.

²⁰¹ Konrad Paul Liesmann: Die Folgen von 1968. Von einer Sternstunde zivilen Ungehorsams zur Bürokratisierung der Universitäten? In: Emil Brix, Jürgen Nautz (Hg.): Universitäten in der Zivilgesellschaft. Passagen Verlag Wien 2002, S. 71.

eingliedern lässt. Er legt mir den Prozess der institutionellen Entscheidungsfindung dar und vollzieht über diese Darlegung eine Selbstverortung innerhalb einer Strömung, die sich vornahm eine „Kritische Theorie der Gesellschaft“²⁰² zu betreiben. Auch in diesem Zusammenhang nimmt die Betonung der Kommunikation und des offenen Umgangs miteinander erneut eine zentrale Bedeutung ein.

„Das heißt also die Entscheidungen werden in einer Institutskonferenz früher, jetzt Institutsversammlung, weil offiziell gibt’s das ja alles gar nicht mehr nach dem neuen UG 2000, eh werden alle gemeinsam gefällt, also eh wir setzen immer Arbeitsgruppen ein die offen sind. Da können, also das ist jetzt nicht paritätisch besetzt mit Professoren, Mittelbau und Studenten, sondern da kann kommen wer Interesse an dieser Frage hat, eh und die versuchen eine eh vernünftige Entscheidung zu eh finden. Und diese Entscheidung der Arbeitsgruppe wird dann vorgelegt der Generalversammlung, also eben dieser Institutsversammlung, eh wo dann eben darüber abgestimmt wird und eh ich als Institutsforstand halt mich an diese Abstimmungen.“²⁰³

Herr Völker beschreibt mir in diesem Auszug einen Akt der Infragestellung der geforderten Marktorientierung der Universitäten, die mit dem UG 2000 noch einmal verschärft wurden. Das Institut setzt sich mit der hier beschriebenen Praxis der Arbeitsgruppen einfach über die rechtlichen Vorgaben hinweg und vollzieht einen eigenen Weg der Entscheidungsfindung. Damit ist auch die Arbeit von Herrn Völker in das beschriebene Engagement um eine Bildungsuniversität einzugliedern, in der es eben auch darum geht „demokratische Tugenden einzuüben.“²⁰⁴ Sowohl seine Vorstellung von der inhaltlichen Arbeit – die er als sehr ausfüllend beschreibt – wie auch das Zeitausmaß (weit über die vierzig Stunden hinaus), lassen sich in das Konzept der Wissenschaft als Berufung eingliedern. Wobei er sich bewusst von dem Bild des abgeschotteten Elfenbeinturmes abgrenzt und seinen Arbeitsalltag stets in Bezug zu seinem privaten Leben setzt. Die folgende Schilderung lässt sich als Erweiterung der Wissenschaft als Berufung lesen, wobei die neuen Aspekte dieses Konzeptes auf die Verbindung von Arbeitssphäre und Lebenssphäre gerichtet sind. Es entsteht also auch in dieser Schilderung der Typus des Wissenschaftlers/ der

²⁰² Vergleiche: Konrad Paul Liessmann: Die Folgen von 1968. Von einer Sternstunde zivilen Ungehorsams zur Bürokratisierung der Universitäten? In: Emil Brix, Jürgen Nautz (Hg.): Universitäten in der Zivilgesellschaft. Passagen Verlag Wien 2002, S.70.

²⁰³ Aus dem Interview S. 3.

²⁰⁴ Emil Brix: Menschenbildung oder Karrierebaukasten. Wie zivil ist die Universität? In: Emil Brix, Jürgen Nautz (Hg.): Universitäten in der Zivilgesellschaft. Passagen Verlag Wien 2002, S. 22-23.

Wissenschaftlerin, der/die erfolgreich ist, weil es ihr oder ihm gelingt die beiden Bereiche so gut als möglich zu verbinden:

„Also die arbeit darf nicht zu kurz kommen, das eh ist sie bei mir nie gekommen, aber das Privatleben darf eben auch nicht zu kurz kommen, nicht? Also so ein, ein Wissenschaftler der jetzt nur in seinem Elfenbeintürmchen sitzt und immer nur arbeitet, der glaub ich kann auch keine gute Arbeit leisten, weil die eh gerade ein Fach wie, also vielleicht als Mathematiker, kann sein, nicht? Aber in einem Fach wie Geschichte, das ja mit dem Leben zu tun hat, und mit Menschen zu tun hat, eh glaub ich, ist diese menschliche Seite und diese, diese Seite, sich mit seiner Umgebung irgendwie zu beschäftigen, eh wichtig. Ich kann net über eh über Leben der Menschen in der Vergangenheit reden, ohne das Leben der Menschen in der Gegenwart zu kennen.“²⁰⁵

Herr Völker vollzieht in dieser Schilderung eine Erweiterung des alten Verständnisses von Wissenschaft und verortet die Arbeit sowohl im Alltag als auch in der Universität. Es geht in dieser Erweiterung sehr wohl um eine Hingabe, doch ist diese nicht räumlich auf die Universität begrenzt. Damit wird die Kategorie „Familie“ (nicht nur von Frauen) in das Verständnis von Arbeit aufgenommen. Es zeigt sich damit eine deutliche Veränderung der Auffassung wie „gute Wissenschaft“ möglich gemacht wird. Die Anforderungen eines auf den Marktwert ausgelegten Erfolges, werden in den Schilderungen von Herr Völker schlicht ignoriert. In den Erzählungen werden stattdessen jene Werte betont, die eine Hinwendung zum Gegenstand in einen Alltagskontext einbetten und so zu einer Entzerrung der Spannung zwischen Lebenswirklichkeit und Arbeitsrealität beitragen.

5. Einsichten

Arbeit in flexiblen Zeiten

Ich habe zu Beginn dieser Arbeit mit Klaus Schönberger darauf hingewiesen, dass es zu fragen gilt, „wie die beschriebenen Tendenzen des neuen Arbeitsparadigmas in die jeweiligen Konzepte alltäglicher Lebensführung integriert werden können.“²⁰⁶ Auf diese Weise lasse sich ermitteln „ob sie in erster Linie erlitten oder ob sie als

²⁰⁵ Aus dem Interview S. 9.

²⁰⁶ Klaus Schönberger: Widerständigkeit der Biografie. Zu den Grenzen der Entgrenzung neuer Konzepte alltäglicher Lebensführung im Übergang vom fordistischen zum postfordistischen Arbeitsparadigma. In: Irene Götz, Barbara Lemberger (Hg.): Prekär arbeiten, prekär Leben. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein gesellschaftliches Phänomen. Campus Verlag Frankfurt am Main, New York 2009, S.8 1.

Spielräume genutzt werden können.²⁰⁷ Da es sich bei diesen Tendenzen auf der Ebene der Subjekte in erster Linie um eine doppelte Subjektivierung handelt, werde ich im Folgenden noch einmal auf diesen Prozess eingehen. Anschließend werde ich die Interviews in Bezug auf diesen Aspekt vergleichen und schließlich die Auswirkungen dieser Subjektivierungsanforderungen in der Universität kritisch hinterfragen.

Die Soziologin Hildegard Maria Nickel hat den doppelten Prozess der Subjektivierung in folgenden Worten treffend zum Ausdruck gebracht:

„Der strukturelle Prozess der Vermarktlichung bzw. Marktradikalisierung wird auf der Ebene der Subjekte durch einen doppelten Subjektivierungsprozess begleitet: Zum einen kommt es zu einer marktlich bzw. betrieblich induzierten Subjektivierung von Arbeit in dem Sinne, das die Subjektivitätspotentiale der Arbeitskraft Bestandteil von Arbeitsanforderungen und Rationalisierungsstrategien sind und ökonomisch vereinnahmt werden. Stichworte hier sind 'Selbstorganisation', 'unternehmerisches Handeln', 'Selbstmanagement'. Zum anderen tragen die Subjekte individuelle normative Erwartungen und Ansprüche an die Arbeit heran und haben Vorstellungen davon, was 'gute Arbeit' ist.“²⁰⁸

Ich habe dargelegt, inwiefern diese beiden Subjektivierungsprozesse bedingt durch die zunehmende Marktlogik an der Universität und den Bildungsanspruch der ProfessorInnen zum Tragen kommen. Die Erzählungen kreisen um diese beiden Ebenen und machen damit den doppelten Effekt dieses Prozesses noch einmal besonders deutlich. Die erfolgreiche Integration dieser Subjektivierungsprozesse in die alltägliche Lebensführung findet in der Erweiterung des Konzeptes von der Wissenschaft als Berufung (auf die Ebene des Alltags) ihren Ausdruck. Der unterschiedliche Umgang mit diesen Anforderungen und das Ausmaß der Anstrengungen stehen in erster Linie mit den jeweiligen Arbeitsverträgen in Beziehung. Während die Schilderungen von Frau Müller, Frau Becker und Herrn Völker bezogen auf die Verschmelzung von Arbeits- und Lebenssphäre fast

²⁰⁷Klaus Schönberger: Widerständigkeit der Biografie. Zu den Grenzen der Entgrenzung neuer Konzepte alltäglicher Lebensführung im Übergang vom fordistischen zum postfordistischen Arbeitsparadigma. In: Irene Götz, Barbara Lemberger (Hg.): Prekär arbeiten, prekär Leben. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein gesellschaftliches Phänomen. Campus Verlag Frankfurt am Main, New York 2009, S.8 f.

²⁰⁸Hildegard Maria Nickel: Tertiärisierung, (Markt-)Individualisierung, soziale Polarisierung – neue Konfliktlagen im Geschlechterverhältnis?“ In: Brigitte Aulenbacher, Maria Funder, Heike Jacobsen, Susanne Völker (Hg.): Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft. Forschung im Dialog. VS Verlag für Sozialwissenschaften Wiesbaden 2007, S. 29.

ausschließlich positive sind, vollzieht Herr Neumann in seiner negativen Darstellung des Universitätssystems eine strikte Trennung dieser Ebenen. Es lässt sich also resümieren, dass die beiden Bereiche Arbeit und Leben dann voneinander getrennt werden, wenn keine Sicherheit herzustellen ist. Die Konsequenz ist Unzufriedenheit. Aus den Erzählungen wird demnach deutlich, dass die Sicherheit des Arbeitsverhältnisses darüber entscheidet, ob die Bereiche Arbeit und Leben gewinnbringend miteinander verbunden werden können - oder eben nicht.

Dem Aspekt der zunehmenden Vermarktlichung der Universität wird in den Interviews unterschiedliche Aufmerksamkeit geschenkt. Während sich Frau Becker und Herr Völker dezidiert von diesem Aspekt abgrenzen und ihre Arbeit außerhalb dieser Gesetzmäßigkeiten verorten, nehmen Herr Neumann und Frau Müller die „Gegebenheiten“ so hin wie sie sich ihnen bieten. Ob die Einzelnen Kritik am System üben oder nicht steht also in keinem unmittelbaren Zusammenhang mit den Auswirkungen der Bedingungen auf die Individuen. Die Kritik am System ist vielmehr eine Konsequenz der politischen Sozialisation an der Universität selbst. Während Herr Völker und Frau Becker bereits als Studierende in die politischen Kämpfe an der Universität involviert waren, kommen Frau Müller und Herr Neumann zu einer Zeit an die Institution als die Subjektivierungstendenzen der Postmoderne den politischen Impetus der Universität von der öffentlichen Sphäre verdrängt haben. Und so ist zu erklären, warum sie ihren Fokus nicht auf die Struktur, sondern auf den Umgang der Einzelnen mit den Bedingungen richten. Beide versuchen, die Studierenden vor den Auswirkungen der Individualisierung zu schützen, indem sie die Einzelnen stärken. Sie tun dies über den Appell an die Selbstverantwortung. Lothar Zechlin hat den Nutzen dieser Strategie erklärt:

„So paradox es klingt: Den Gefahren der Individualisierung in der Gesellschaft kann nur dadurch begegnet werden, daß die Individualisierung bei der Gestaltung des Studiums vorangetrieben wird. Nur wer seinen ganz eigenen Weg sucht und findet, kann dabei die Identität herausbilden, die für eine humane Existenzweise erforderlich ist, wenn die kollektiven Identitäten zerbrechen und keinen Halt mehr geben.“²⁰⁹

²⁰⁹Lothar Zechlin: Die Universität zwischen Staat, Markt und Zivilgesellschaft. In: Emil Brix, Jürgen Nautz (Hg.): Universitäten in der Zivilgesellschaft. Passagen Verlag Wien 2002, S. 43.

Alle vier ProfessorInnen wollen zu einer Verbesserung der Situation der Studierenden beitragen. Nur tun sie es mittels unterschiedlicher Taktiken, die auf ihre jeweilige Sozialisation verweisen. Auf der Ebene der Subjekte scheint mir diese Tatsache legitim. Doch möchte ich im Folgenden darlegen, warum mir die Perspektive auf das Individuum nicht ausreichend erscheint. Ich werde dies tun, indem ich die Frage nach der neoliberalen Auffassung des Selbst als „Ressource ungenutzten Humankapitals“²¹⁰ - die mit dieser Subjektivierung untrennbar verbunden ist - in Bezug auf die Rahmenbedingungen der Universität neu stelle. Da die Arbeitsbiographie von Herrn Neumann am ehesten auf die momentane Situation der Arbeitsverhältnisse an der Universität verweist, möchte ich mit seiner Erzählung noch einmal dezidiert auf die Brisanz dieses Konzeptes hinweisen.

Die Universität stellt sich heute als ein Ort dar, in dem gute Lehre auf das Engagement der Individuen angewiesen ist. Die Freiheit, die die Universität gewähren sollte, eine Freiheit der Einzelnen von „sozialen, religiösen oder ökonomischen Sorgen“²¹¹, ist nicht mehr gegeben. Und damit sind die wichtigsten Voraussetzungen für gute Wissenschaft abgeschafft. Dass es doch möglich ist, - über den außerordentlichen Einsatz der Lehrenden - diesen Standard zu erhalten, bedeutet nicht, dass die Rahmenbedingungen nicht vehement zu hinterfragen sind. Peter Kampits hat in einem wunderbar eindringlichen Artikel darauf hingewiesen, was das eigentliche Problem der Universitätsreform darstellt:

„Da die gegenwärtige Universitätsreform weder von einer Idee der Universität – die ja nicht unbedingt die Humboldsche sein muß – getragen ist, noch universitäts- oder wissenschaftsinterne Kriterien heranzieht, erliegt sie jenem ‚erfahrungsblinden Reformaktivismus‘, der auf die Universitäten nicht schlechterdings Marktgesetze anzuwenden versucht, sondern im Grunde eine Simulierung des Marktes bedeutet, nämlich eine Uminterpretation von etwas zu einem Marktgeschehen, das sich vom Wesen her dem Markt entzieht.“²¹²

²¹⁰Christina Kandl: Neoliberalismus: hochtechnologische Produktion, prekarierte Lebensweise. In: Roland Klautke, Birgitte Oehrlein (Hg.): Prekarität – Neoliberalismus – Deregulierung. Beiträge des kritischen Bewegungsdiskurses. VSA-Verlag Hamburg 2007, S.25.

²¹¹Jan Masschelein, Maarten Simons: Jenseits der Exzellenz. Eine kleine Morphologie der Welt-Universität. Diaphanes Zürich 2010, 44.

²¹²Peter Kampits: Versuch über die Unsicherheit. Vom Nutzen und Nachteil der sicheren Laufbahn der Hochschullehrer für die gedeihliche Entwicklung der Zivilgesellschaft. In: Emil Brix, Jürgen Nautz (Hg.): Universitäten in der Zivilgesellschaft. Passagen Verlag Wien 2002, S.140.

Ich teile diese Auffassung und werde im Folgenden auf die Notwendigkeit einer Infragestellung dieser Tendenzen eingehen. Mit Bernhard Rathmayr möchte ich daran erinnern, worum es bei dem Kampf für eine Universität jenseits der Marktlogik, gehen sollte:

„Universitäre Bildung dagegen muß bei aller Schwierigkeit und Anfälligkeit dieser Anstrengungen den Versuch der Humanisierung von Wissen und Bildung fortführen, der darin besteht, Wissen als Ergebnis intellektueller Hervorbringung von Personen und – damit untrennbar verbunden – Lehre und Lernen als interpersonellen Austausch von Erkenntnissen, Wissenskomplexen und Wahrheitsansprüchen zu verstehen.“²¹³

Dass die Geisteswissenschaften in besonderer Weise für diesen Kampf gerüstet sind, liegt in ihrer Kritikfähigkeit begründet, die Peter Kampits auf ihre Reflexionsstruktur und ihre Methodologie zurückführt.²¹⁴ Er legt uns nahe die „Unvermeidlichkeit der Geisteswissenschaften zum Maßstab nicht bloß universitärer Autonomie zu erheben“²¹⁵. Es geht ihm um die Frage der Leistbarkeit dieser Wissenschaft, der sich – seines und meines Erachtens – eine Gesellschaft zu stellen hat. Kommt diese zu dem Ergebnis, sich die Geisteswissenschaften nicht mehr leisten zu wollen, entwertet sie „die Bürger zu willfähigen und pflegeleichten Handlangern und Exekutierern von Wirtschaftsinteressen.“²¹⁶ Hier spricht ein Verfechter der Kulturwissenschaft und setzt sich ein für eine Reorganisation der Universität. Bevor ich mich dieser Argumentation anschließe, werde ich resümierend darlegen wie es eben doch möglich ist, eine kritische Reflexionskompetenz zu garantieren, obwohl die Bedingungen für die Erlangung dieser Fähigkeiten kaum mehr bestehen. Damit werde ich mich erneut dem Habitus der KulturwissenschaftlerInnen zuwenden und mich einer Frage widmen, die meinen eigenen Blick auf die Thematik von den Anfängen bis zum Ende begleitet hat.

²¹³Bernhard Rathmayr: Bildung als Entfaltung der Menschenwürde. Hat Humboldt eine Zukunft? In: Emil Brix, Jürgen Nautz (Hg.): Universitäten in der Zivilgesellschaft. Passagen Verlag Wien 2002, S. 159.

²¹⁴Vergleiche: Peter Kampits: Versuch über die Unsicherheit. Vom Nutzen und Nachteil der sicheren Laufbahn der Hochschullehrer für die gedeihliche Entwicklung der Zivilgesellschaft. In: Emil Brix, Jürgen Nautz (Hg.): Universitäten in der Zivilgesellschaft. Passagen Verlag Wien 2002, S.138.

²¹⁵Ebd. S.138.

²¹⁶Peter Kampits: Versuch über die Unsicherheit. Vom Nutzen und Nachteil der sicheren Laufbahn der Hochschullehrer für die gedeihliche Entwicklung der Zivilgesellschaft. In: Emil Brix, Jürgen Nautz (Hg.): Universitäten in der Zivilgesellschaft. Passagen Verlag Wien 2002, S.138.

6. Aussichten

Ein neuer Habitus der Geistes- und KulturwissenschaftlerInnen?

Die in dieser Arbeit dargelegten Veränderungen der Universität hin zu einer Institution die sich der Marktlogik unterwirft hat, so die Annahme von Lutz Musner, Auswirkungen auf die Inhalte der akademischen Arbeit. Er spricht in diesem Zuge von einer Veränderung der Mentalität jener JungwissenschaftlerInnen, die in diesem veränderten System sozialisiert werden.

„Wenn Forschungs-, Universitäts- und Arbeitsmarktpolitiken zunehmend dazu übergehen, Produktion ohne Verstetigung, Qualifikation ohne Vertiefung, Innovation ohne Institution und Kreativität ohne Kontakt anzustoßen und dergestalt signifikante Teile der hoch qualifizierten Jugend in prekäre Berufsperspektiven entlassen werden, wird eine neue Mentalität befördert, die den Erfordernissen einer nachhaltigen Wissenschaftsentwicklung fremd gegenüber steht.“²¹⁷

Was auf diese Weise entstehe, sei eine „freibeuterische, opportunistische und egomanische Geisteshaltung, der die Regeln einer liberitären Gelehrtenrepublik und eines Wissenschaftsethos gleichgültig sind [...]“²¹⁸. Als sei dies nicht genug, fügt er ergänzend hinzu: „oder die den Regelverstoß sogar zum Prinzip individuellen Fortkommens erhebt.“²¹⁹ Da Musner in dieser Passage auf die „lost generation“²²⁰ Bezug nimmt, eine Generation der ich selbst angehöre, ist es nachvollziehbar, warum ich mich von dieser Aussage distanzieren möchte. Ich teile die Sorge um das sich verändernde System sehr wohl, nur habe ich einen anderen Blick auf die Auswirkungen dieser Veränderungen. Zwar führt die Marktlogik zu einem Wandel der Struktur und die Arbeitsbedingungen haben einen bedeutenden Einfluss auf die Individuen (das habe ich in dieser Arbeit deutlich hervorgehoben). Doch richtet man den Blick auf die alltäglichen Praxen an der Universität zeigt sich ein anderes Bild: Denn dort – das haben die Interviews gezeigt – werden Räume eröffnet, in denen jener Wissenschaftsethos erlernt werden kann, den Musner schon verloren sieht. Denn es sind eben nicht nur die Rahmenbedingungen, die einen Einfluss auf den Inhalt der Lehre haben, es sind vor allem die Menschen im System, die uns prägen

²¹⁷Lutz Musner: Ein neuer Habitus des Geistes- und Kulturwissenschaftlers. Über die Situation des wissenschaftlichen Nachwuchses. In: Irene Götz, Barbara Lemberger (Hg.) Prekär arbeiten, prekär leben. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein gesellschaftliches Phänomen. Campus Verlag Frankfurt am Main, New York 2009, S. 218.

²¹⁸Ebd. S. 218.

²¹⁹Ebd. S. 218.

²²⁰Ebd. S. 216.

und unseren wissenschaftlichen Blick formen. Mir sind die von Musner heraufbeschworenen, egomanischen JungwissenschaftlerInnen jedenfalls noch nicht über den Weg gelaufen. Natürlich zeigt sich eine Generation, die den Glauben an eine bruchlose Laufbahn aufgegeben hat und vielleicht befinden wir uns wirklich in einer „Art Dauermoratorium“²²¹, doch ich möchte bestreiten, dass diese Tatsachen Auswirkungen auf unser Wissenschaftsverständnis haben. Denn momentan existieren die in dieser Arbeit dargelegten „Denkräume“ noch, auch wenn sie an Personen gebunden sind und nur durch diese aufrechterhalten bleiben. Auch wir haben über Menschen etwas von dem alten Ideal der Universität mitbekommen, stehen für dieses ein und versuchen, es umzusetzen wo es eben geht. Ich habe daher keine Sorge, dass die JungwissenschaftlerInnen sich mit all ihren Kompetenzen für das Fortbestehen einer kritischen und reflektierten Perspektive einsetzen. Doch ich frage mich, was mit ihnen in den Jahren der Ungewissheit passiert. Herr Neumann hat in diesem Zusammenhang vom Geburtstrauma der Postdoktoranden gesprochen. Diese würden irgendwann merken,

„dass man zu teuer ist für jegliche normale Stelle an der Universität und es für alle anderen Stellen kein Geld mehr gibt und als Knecht sich zu verpflichten für jemand anderen zu Arbeiten, der gerade mal drei Tage weiter ist als man selbst oder nen Stipendium. Sich darum zu prügeln mit anderen Leuten, das sind so diese Initiationserfahrungen wo man dann so merkt, so da fängt die Persönlichkeit an sich zu deformieren. Das ist wirklich ungesund.“²²²

Sein Fazit bündelt er in einem einzigen Satz: „Und eh, das ist einfach: nie wieder in meinem Leben würde ich das tun“²²³. Ein Satz, der mich nicht mehr los lässt und jeden aufkommenden Gedanken in Bezug auf eine Karriere in der Universität im Keim ersticken lässt.

Ich will nicht behaupten, dass es unmöglich ist, diese Phase der Unsicherheiten zu überstehen. Das kann ich im Hinblick auf die Interviews auch gar nicht tun. Ich denke gerade der Lebensweg von Frau Müller macht deutlich, dass diese Phase [vor

²²¹Lutz Musner: Ein neuer Habitus des Geistes- und Kulturwissenschaftlers. Über die Situation des wissenschaftlichen Nachwuchses. In: Irene Götz, Barbara Lemberger (Hg.) Prekär arbeiten, prekär leben. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein gesellschaftliches Phänomen. Campus Verlag Frankfurt am Main, New York 2009 S. 2.17.

²²²Aus dem Interview, S. 11.

²²³Aus dem Interview, S. 11.

dem Hintergrund eines Bildungsnahen Milieus] mittels einer guten Organisation und der richtigen Strategien sehr wohl zu bewältigen ist. Doch ein leichter Weg ist es sicher nicht. Auch möchte ich an dieser Stelle noch einmal darauf hinweisen, dass es sich hierbei nicht um ein generelles Problem der Postmoderne handelt. Denn der Bildungsanspruch, der in dem Ideal der Universität zum Tragen kommt, ist ein besonderer. Ein letztes Mal möchte ich noch auf die Brisanz aufmerksam machen, die sich ergibt, wenn wir uns in einem ungeschützten Raum einem Gegenstand, einem Thema, einer Forschung hingeben. Angelika Mayr nannte es den „Raubbau an zerbrechlichen Seelen“²²⁴ und fragte „Wer räumt die Trümmer wieder auf?“²²⁵ In einer Zeit, in der die Subjektivierung zum Lebensprinzip erhoben wurde, wird dies wohl keiner (außer uns selbst) tun. Und darum halte ich es für unumgänglich, diesem Leitbild entgegen zu wirken und die Kompetenzen die wir durchs Studium erworben haben, einzusetzen. Dies ist möglich, da die Universität nach wie vor „kritische Geister hervorbringt“²²⁶, die aktiv an der Zivilgesellschaft partizipieren. Wenn wir diese Institution verlassen, haben wir ein Verständnis von Bildung erworben, das uns nicht mehr genommen werden kann. Und damit werden wir jenem Anspruch gerecht, auf den ich mit Lothar Zechlin noch einmal hinweisen möchte:

„Die politisch diskutierende Öffentlichkeit muß deshalb selbst hinreichend sachkundig gemacht werden, um diese Fragen entscheiden und verantworten zu können. Sie ist der Ort, an dem diese Entscheidungen getroffen werden müssen, denn sie – und das heißt wir alle – müssen die Folgen dieser Entscheidungen tragen.“²²⁷

Dies ist die (politische) Aufgabe der Universität. Und ich denke, diese Forschung hat deutlich gemacht, dass diese Aufgabe nach wie vor ernst genommen wird. Das die Wege, die die Einzelnen in dem Kampf für eine gute Universität einschlagen, sehr verschiedene sind ist nicht weiter problematisch. Und wenn es Frau Müller gelingt, in ihrer Vorbildfunktion Einfluss auf die Rahmenbedingungen zu nehmen, bin ich

²²⁴ Angelika Mayr: Erfahrungsreflexive Betrachtungen. Raubbau an zerbrechlichen Seelen ... oder ... Wer räumt die Trümmer wieder auf? In: Theo Hug (Hg.): Erziehungswissenschaft als Lebensform. Theoretische und erfahrungsreflexive Beiträge zur Hochschuldidaktik und Wissenschaftsforschung. Österreichischer Studien Verlag Innsbruck 1991, S. 25.

²²⁵ Ebd. S. 25.

²²⁶ Edgar Forster: Die Anziehungskraft der Universität. In: Helga Peskoller, Michaela Ralser, Maria A. Wolf (Hg.): Texturen von Freiheit. Beiträge für Bernhard Rathmayr. University Press Innsbruck 2007, S. 110.

²²⁷ Lothar Zechlin: Die Universität zwischen Staat, Markt und Zivilgesellschaft. In: Emil Brix, Jürgen Nautz (Hg.): Universitäten in der Zivilgesellschaft. Passagen Verlag Wien 2002, S. 45.

eine der Ersten, die sich mit ihr freut. Doch in der Zwischenzeit halte ich es für angebracht, den Ausspruch „du kannst es schaffen“ unter Vorbehalt zu verwenden und sich stattdessen aktiv an einer öffentlichen Kritik an der Ökonomisierung der Universität zu beteiligen. Denn auch wenn dies nicht intentional passiert, kommt mit diesem Ausspruch ein weiteres Argument zum Zuge, auf das ich abschließend noch kurz hinweisen möchte.

Es handelt sich hierbei um die unausgesprochene Annahme, „dass man gesellschaftliche Spitzenpositionen durch hervorragende Tüchtigkeit erreicht und dieser Zusammenhang nur in leistungsfeindlichen Gesellschaften nicht oder nicht ausreichend gegeben ist.“²²⁸ Dass auf dem Weg in die Spitzenpositionen aber vor allem milieubedingte Voraussetzungen ausschlaggebend sind, haben viele Studien der letzten Jahre eindrücklich nachgewiesen.²²⁹ Ich möchte mit Erich Ribolits nun argumentieren, dass das „Gerede von Eliten und der Notwendigkeit ihrer Förderung einem einzigen Zweck (dient) – das System sozialer Ungleichheit zu legitimieren und zu perpetuieren“²³⁰. Daher sehe ich die Aufgabe der WissenschaftlerInnen nun darin, diese Exklusionsmechanismen aufzudecken und vehement zu bekämpfen. Sie haben die Möglichkeit, die soziale Anerkennung und die nötigen rhetorischen Kompetenzen, um dies zu tun.

²²⁸Erich Ribolits: Elite ist man eben! homepage.univie.ac.at/erich.ribolits/php/web/m/archive/.../565

²²⁹Vergleiche hierzu: Chancengleichheit und Elite. In: blz (Mitgliederzeitung der GEW-Berlin) 6/04, <http://www.gew-berlin.de/blz/3373.htm>

²³⁰Erich Ribolits: Elite ist man eben! homepage.univie.ac.at/erich.ribolits/php/web/m/archive/.../565

Literaturverzeichnis:

Peter Alheit, Morten Brandt: Autobiographie und ästhetische Erfahrung. Entdeckung und Wandel des Selbst in der Moderne. Campus Verlag Frankfurt am Main, New York 2006.

Judith Berkhout, Klara Löffler, Maria Takacs: Dahinter, daneben, darüber hinaus. Abseits im Fokus der Europäischen Ethnologie. In: ZQF Zeitschrift für Qualitative Forschung. Das forschende Lernen in der Biographieforschung - Europäische Traditionen - *Thementeil*. Jg. 11, Nr. 2. 2010.

Hermann Bausinger: Zur kulturalen Dimension von Identität. In: Zeitschrift für Volkskunde 73 (1977), S. 210-215.

Hermann Bausinger: Wir Kleinbürger. Die Unterwanderung der Kultur. In: Zeitschrift für Volkskunde. 90. Jahrgang 1994, S.1-12.

Pierre Bourdieu: Die Intellektuellen und die Macht. VSA-Verlag Hamburg 1991.

Pierre Bourdieu: Narzisstische Reflexivität und wissenschaftliche Reflexivität. In: Eberhard Berg, Martin Fuchs (Hg.): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1993.

Brigitte Bömische-Brednich: Autoethnografie. Neue Ansätze zur Subjektivität in kulturalanthropologischer Forschung. In: Zeitschrift für Volkskunde 108. Jahrgang 2012, Heft 1, S. 47-63.

Birgit Buchinger, Doris Gödl, Ulrike Gschwandtner: Berufskarrieren von Frauen und Männern an Österreichs Universitäten. Eine soziologische Studie über die Vereinbarkeit von Beruf und Privatem. Verlag Österreich GmbH Wien 2002.

Emil Brix: Menschenbildung oder Karrierebaukasten. Wie zivil ist die Universität? In: Emil Brix, Jürgen Nautz (Hg.): Universitäten in der Zivilgesellschaft. Passagen Verlag Wien 2002.

Ulrich Bröckling: Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2007.

Judith Butler: Performative Akte und Geschlechterkonstruktionen. Phänomenologie und feministische Theorie. In: Uwe Wirth (Hg.): Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2002.

James Clifford: Über Ethnographische Autorität. In: Eberhard Berg, Martin Fuchs (Hg.): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1993.

Gert Dressel: Reflexive Historische Anthropologie als konsequente Historische

Anthropologie. Oder: Warum auch wir uns zu unseren Forschungsobjekten machen sollten. In: Gert Dressel, Bernhard Rathmayr (Hg.): Mensch – Gesellschaft – Wissenschaft. Versuche einer Reflexiven Historischen Anthropologie. Sozial- und Kulturwissenschaftliche Studientexte, Band 2. STUDIA Universitätsverlag Innsbruck 1999.

Gert Dressel, Nikola Langreiter: Arbeit und Freizeit von WissenschaftlerInnen. In: Sabine Gruber, Klara Löffler, Klaus Thien (Hg.): Bewegte Zeiten. Arbeit und Freizeit nach der Moderne. Profil Verlag München, Wien 2002.

Uwe Flick: Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. Rowohlt Verlag Hamburg (2. Auflage) 1996.

Edgar Forster : Die Anziehungskraft der Universität. In: Helga Peskoller, Michaela Ralser, Maria A. Wolf (Hg.): Texturen von Freiheit. Beiträge für Bernhard Rathmayr. University Press Innsbruck, 2007.

Sabine Gruber, Klara Löffler, Klaus Thien (Hg.): Bewegte Zeiten. Arbeit und Freizeit nach der Moderne. Profil Verlag München, Wien 2002.

Dirk Hauer: Umkämpfte Normalität. Prekarisierung und Neudefinition proletarischer Reproduktionsbedingungen. In: Roland Klautke, Birgitte Oehrlein (H.g.): Prekarität – Neoliberalismus – Deregulierung. Beiträge des kritischen Bewegungsdiskurses. VSA-Verlag Hamburg 2007.

Ronald Hitzler, Thomas S. Eberle: Phänomenologische Lebensweltanalyse. In: Uwe Flick, Ernst von Kardoff, Ines Steinke (Hg.): Qualitative Forschung – Ein Handbuch. Rowohlt Verlag Hamburg 2000.

Antonio Gramsci: Rationalisierung der Produktion und der Arbeit. In: Gefängnishefte Band 9, Heft 22, §11. Hamburg 1999.

Theo Hug: Wissenschaftsforschung als Feldforschung: Zur Einleitung. In: Theo Hug (Hg.): Erziehungswissenschaft als Lebensform. Theoretische und erfahrungsreflexive Beiträge zur Hochschuldidaktik und Wissenschaftsforschung. Österreichischer Studien Verlag Innsbruck 1991.

Eva Illouz: Die Errettung der modernen Seele. Therapien, Gefühle und die Kultur der Selbsthilfe. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2009.

Eva Illouz: Warum Liebe weh tut. Eine soziologische Erklärung. Suhrkamp Verlag Berlin 2011.

Peter Kampits: Versuch über die Unsicherheit. Vom Nutzen und Nachteil der sichereren Laufbahn der Hochschullehrer für die gedeihliche Entwicklung der Zivilgesellschaft. In: Emil Brix, Jürgen Nautz (Hg.): Universitäten in der Zivilgesellschaft. Passagen Verlag Wien 2002.

Christina Kandl: Neoliberalismus: hochtechnologische Produktion, prekarierte Lebensweise. In: Roland Klautke, Birgitte Oehrlein (H.g.): Prekarität –

Neoliberalismus – Deregulierung. Beiträge des kritischen Bewegungsdiskurses. VSA-Verlag Hamburg 2007.

Jean-Claude Kaufmann: Das verstehende Interview. Univ.-Verlag Konstanz 1999.

Heiner Keupp: Bedrohte und befreite Identitäten in der Risikogesellschaft. In: Anette Barkhaus, Matthias Mayer, Neil Roughley, Donatus Thürnaus: Identität, Leiblichkeit, Normativität. Neue Horizonte anthropologischen Denkens. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1996.

Alexandra Kofler: Erzählen über Liebe. Die Konstruktion von Identität in autobiographischen Interviews. Campus Verlag Frankfurt am Main, New York 2012.

Roman Langer: Hinter den Spiegeln universitärer Governance. Dynamiken informeller Selbstregulierung an der Universität. Lit Verlag Berlin 2006.

Dietmar Larcher: We don't need no education. Der Dritte Raum und die Philosophie des Als Ob als Wiegenlieder einer Institutskultur. In: Helga Peskoller, Michaela Ralser, Maria A. Wolf (Hg.): Texturen von Freiheit. Beiträge für Bernhard Rathmayr. University Press Innsbruck 2007.

Albrecht Lehmann: Reden über Erfahrung. Kulturwissenschaftliche Bewusstseinsanalyse des Erzählens. Dietrich Reimer Verlag GmbH Berlin 2007.

Albrecht Lehmann: Leitlinien des Lebensgeschichtlichen Erzählens. In: R. W. Brednich, H. Lixfeld u.a. (Hg.): Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Autobiographische Materialien in der volkskundlichen Forschung. Freiburg i. Br. 1981.

Albrecht Lehmann: Volkskundliche Feldforschung und Riehl-Kritik. Methodologische Anmerkungen zur neuen Riehl-Diskussion. In: Albrecht Lehmann, Andreas Kuntz (Hg.): Sichtweisen der Volkskunde. Zur Geschichte und Forschungspraxis einer Disziplin. Dietrich Reimer Verlag Berlin, Hamburg 1988.

Aldo Legnaro, Almut Birenheide: Regieren mittels Unsicherheit. Regime von Arbeit in der späten Moderne. UVK Verlagsgesellschaft mbH Konstanz 2008.

Brigitte Lichtenberger-Fenz, Doris Ingrisch: Lust am Denken – Lust am Leben. Wissenschaft(lerinnen) im Selbstportrait. Vier-Viertel-Verlag, Strasshof 2000.

Konrad Paul Liessmann: Die Folgen von 1968. Von einer Sternstunde zivilen Ungehorsams zur Bürokratisierung der Universitäten? In: Emil Brix, Jürgen Nautz (Hg.): Universitäten in der Zivilgesellschaft. Passagen Verlag Wien 2002.

Rolf Lindner: Wissenschaft als Kulturbetrieb. Panel. Einführung. In: Beate Binder, Silke Göttisch, Wolfgang Kaschuba, Konrad Vanja (Hg.): Ort. Arbeit. Körper. Ethnographie Europäischer Modernen. 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Berlin 2003, Waxmann Münster, New York, München, Berlin 2005.

Klara Löffler: Anwendungen des Biographischen. Sondierungen in den neuen Arbeitswelten. In: Thomas Hengartner/ Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Festschrift für Albrecht Lehmann. Dietrich Reimer Verlag Berlin, Hamburg, 2005.

Klara Löffler: Statt eines Vorwortes. In: Laura Hompesch, Martin Jonas, Judith Punz, Anna Stoffregen (Hg.): Aus dem Tagungskoffer. Reflexion einer Studierendentagung. Wien 2009.

Klara Löffler: Kleines Glossar, Erzählen, In: Österreich in Geschichte und Literatur. Europäische Ethnologie. 56.Jahrgang 2012, Heft 2.

Gudrun Löhrer: Arbeiten. In: Netzwerk Körper (Hg.): What can a body do? Praktiken und Figurationen des Körpers in den Kulturwissenschaften. Campus Verlag Frankfurt am Main, New York 2012.

Hildegard Macha (Hg.): Erfolgreiche Frauen. Wie sie wurden was sie sind. Campus Verlag Frankfurt am Main, New York 2000.

Gerlinde Malli: Angestellt auf Zeit – Marginalisierung im Universitätsbetrieb. In: Elisabeth Katschnig-Fach (Hg.): Das ganz alltägliche Elend. Begegnungen im Schatten des Neoliberalismus. Löcker Verlag 2003.

Jan Masschelein, Maarten Simons: Jenseits der Exzellenz. Eine kleine Morphologie der Welt-Universität. Diaphanes Zürich 2010.

Angelika Mayr: Erfahrungsreflexive Betrachtungen. Raubbau an zerbrechlichen Seelen ... oder ... Wer räumt die Trümmer wieder auf? In: Theo Hug (Hg.): Erziehungswissenschaft als Lebensform. Theoretische und erfahrungsreflexive Beiträge zur Hochschuldidaktik und Wissenschaftsforschung. Österreichischer Studien Verlag Innsbruck 1991.

Johannes Moser, Sabine Hess: Kultur der Arbeit – Kultur der Neuen Ökonomie. In: Johannes Moser, Sabine Hess (Hg.): Kultur der Arbeit – Kultur der Neuen Ökonomie. Kulturwissenschaftliche Beiträge zu neoliberalen Arbeits- und Lebenswelten. Kuckuck. Notizen zur Alltagskultur. Sonderband 4, Graz 2003.

Lutz Musner: Ein neuer Habitus des Geistes- und Kulturwissenschaftlers. Über die Situation des wissenschaftlichen Nachwuchses. In: Irene Götz, Barbara Lemberger (Hg.) Prekär arbeiten, prekär leben. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein gesellschaftliches Phänomen. Campus Verlag Frankfurt am Main, New York 2009.

Lutz Musner: Wissenschaftler als Jahrmarktartisten. In: Beate Binder, Silke Götsch, Wolfgang Kaschuba, Konrad Vanja (Hg.): Ort. Arbeit. Körper. Ethnographie Europäischer Modernen. 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Berlin 2003, Waxmann Münster, New York, München, Berlin 2005.

Hildegard Maria Nickel: Tertiärisierung, (Markt-)Individualisierung, soziale Polarisierung – neue Konfliktlagen im Geschlechterverhältnis?“ In: Brigitte Aulenbacher, Maria Funder, Heike Jacobsen, Susanne Völker (Hg.): Arbeit und

Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft. Forschung im Dialog. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2007.

Alessandro Pelizzari: Dynamiken der Prekarisierung. Atypische Erwerbsverhältnisse und milieuspezifische Unsicherheitsbewältigung. Konstanz 2009.

Birgit Piechulla (Hg.): Professorin und Mutter – wie geht das? 28 Berichte vom alltäglichen Spagat zwischen Familie und akademischer Karriere. Spektrum Akademie Verlag Heidelberg 2011.

Bernhard Rathmayr: Bildung als Entfaltung der Menschenwürde. Hat Humboldt eine Zukunft? In: Emil Brix, Jürgen Nautz (Hg.): Universitäten in der Zivilgesellschaft. Passagen Verlag Wien 2002.

Bernhard Rathmayr: Jäger, Feldherrn, Vogelkundler, Detektive und Wanderer: Zur Metaphorik sozialwissenschaftlicher Forschung. In: Theo Hug (Hg.): Erziehungswissenschaft als Lebensform. Theoretische und erfahrungsreflexive Beiträge zur Hochschuldidaktik und Wissenschaftsforschung. Österreichischer Studien Verlag Innsbruck 1991.

Andreas Reckwitz: Subjekt/Identität: Die Produktion und Subversion des Individualismus. In: Stephan Moebius, Andreas Reckwitz (Hg.): Poststrukturalistische Sozialwissenschaften. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008.

Erich Ribolitz: PÄDAGOGISIERUNG – ODER: »WOLLT IHR DIE TOTALE ERZIEHUNG«? In: Pädagogisierung – Die Kunst Menschen mittels Lernen immer dümmer zu machen. Schulheft 112/2004.

Martina Ritter: Die Freiheit der Frau, zu sein wie der Mann. In: Annette Barkhaus, Matthias Mayer, Neil Roughley, Donatus Thürnau (Hg.): Identität, Leiblichkeit, Normativität. Neue Horizonte anthropologischen Denkens. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1996.

Encarnación Gutiérrez Rodríguez: Akademisches Wissen und militante Forschung. Repräsentation zwischen Krise und Transfer. In: Celine Camus, Annabelle Hornung, Fabienne Imlinger, Angela Kolbe, Milena Noll, Isabelle Stauffer (Hg.): Im Zeichen des Geschlechts. Repräsentation, Konstruktion, Intervention. Ulrike Helmer Verlag Königstein/Taunus 2008.

Horst Rumpf: Anfängliche Aufmerksamkeit und ihre Veränderung. Über bleibende Probleme Wissenschaft zu lehren. In: Helga Peskoller, Michaela Ralser, Maria A. Wolf (Hg.): Texturen von Freiheit. Beiträge für Bernhard Rathmayr. University Press Innsbruck 2007.

Martin Scharfe: Denkmäler des Irrtums. Kritik einer gläubigen Wissenschaft. In: Beate Binder, Silke Götsch, Wolfgang Kaschuba, Konrad Vanja (Hg.): Ort. Arbeit. Körper. Ethnographie Europäischer Modernen. 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Berlin 2003, Waxmann Münster, New York, München, Berlin 2005.

Klaus Schönberger: Widerständigkeit der Biografie. Zu den Grenzen der Entgrenzung neuer Konzepte alltäglicher Lebensführung im Übergang vom fordistischen zum postfordistischen Arbeitsparadigma. In: Irene Götz, Barbara Lemberger (Hg.): Prekär arbeiten, prekär Leben. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein gesellschaftliches Phänomen. Campus Verlag Frankfurt am Main, New York 2009.

Georg Simmel: Das Problem der Soziologie. In: Georg Simmel: Soziologie: Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Gesamtausgabe, Bd. 11. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1992 [1908].

Stefanie Stegmann: „... Gott he look!“ – Wissenschaft und ihr Outfit. Eine Kulturwissenschaftliche Studie über Effekte von Habitus, Fachkultur und Geschlecht. Lit Verlag Münster 2005.

Ove Sutter: Arbeit (Kleines Glossar zur Europäischen Ethnologie). In: ÖGL Österreich in Geschichte und Literatur: Europäische Ethnologie. 56. Jg. 2012, Heft 2.

Joseph Vogl: Über das Zaudern. Diaphanes Zürich, Berlin 2008.

Bernd Jürgen Warneken, Andreas Wittel: Die neue Angst vor dem Feld. Ethnographisches research up am Beispiel der Unternehmensforschung. In: Zeitschrift für Volkskunde, 93, Ja. 1997.

Harald Welzer: Das Interview als Artefakt. Zur Kritik der Zeitzeugenforschung. In: BIOS 13, 2000.

Harald Welzer: Was ist das autobiographische Gedächtnis, und wie entsteht es? In: BIOS 15, 2002.

Harald Welzer: Das kommunikative Gedächtnis: Eine Theorie der Erinnerung. Beck Verlag München 2002.

Lothar Zechlin: Die Universität zwischen Staat, Markt und Zivilgesellschaft. In: Emil Brix, Jürgen Nautz (Hg.): Universitäten in der Zivilgesellschaft. Passagen Verlag Wien 2002.

Dirk Quadflieg: Sprache und Diskurs. Von der Struktur zur *différance*. In: Gert Dressel, Bernhard Rathmayr (Hg.): Mensch – Gesellschaft – Wissenschaft. Versuche einer Reflexiven Historischen Anthropologie. Sozial- und Kulturwissenschaftliche Studententexte, Band 2. STUDIA Universitätsverlag Innsbruck 1999.

Harm-Peer Zimmermann: Über die Würde narrativer Kulturen. Mythen und Lebensgeschichten im Spiegel postmodernen Wissens. In: Thomas Hengartner/Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Festschrift für Albrecht Lehmann. Dietrich Reimer Verlag Berlin, Hamburg, 2005.

Quellen im Internet:

<http://unimut.fsk.uni-heidelberg.de/archiv/um073.html> [16.10.2012]

<http://www.theatlantic.com/magazine/archive/2012/07/why-women-still-can-8217-t-have-it-all/9020/> [18.08.12]

<http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/249/549> [18.08.12]

<http://homepage.univie.ac.at/erich.ribolits/php/web/m/archive/.../565> [01.12.12]

<http://homepage.univie.ac.at/konrad.liessmann/Unbildung.pdf> [01.12.12]

www.misik.at/die-groessen-interviews/werden-wir-immer-dummer-herr-liessmann.php
[02.01.13]

Anhang

Abstract:

Entlang von vier Erzählungen untersucht die Autorin unter Berücksichtigung aktueller Ansätze der volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Erzählforschung die Übergänge und Überschneidungen von Ideal und Praxis in der Universität. Vor dem Hintergrund der Annahme, dass die strukturellen Veränderungen an der Universität Auswirkungen auf die beruflichen Selbstverständnisse haben, wird die Diskrepanz zwischen Markt und Universität anhand von Diskursen betrachtet und der Prozess einer doppelten Subjektivierung in Bezug auf die Institution Universität kritisch hinterfragt. Dabei wird die These entwickelt, dass die erfolgreiche Integration des neuen Arbeitsparadigmas in die alltägliche Lebensführung über die Erweiterung des Konzeptes von der Wissenschaft als Berufung auf die Ebene des Alltags vollzogen wird. Der unterschiedliche Umgang mit den Anforderungen und das Ausmaß der Anstrengungen, die bei dieser Integration auftauchen, stehen in erster Linie mit den jeweiligen Arbeitsverträgen in Beziehung. Da diese bei den interviewten ProfessorInnen anders als bei den JungwissenschaftlerInnen gesichert sind, wird abschließend auf die brisante Situation der NachwuchswissenschaftlerInnen fokussiert. In Anlehnung an Angelika Mayr wird die Arbeitssituation an der Universität als „Raubbau an zerbrechlichen Seelen“ bezeichnet und in Frage gestellt.

Die empirische Forschung hat ergeben, dass die politische Aufgabe der Universität (kritische Geister hervorzubringen die aktiv an der Zivilgesellschaft partizipieren) sehr wohl ernst genommen wird. Doch werden diese kritischen Geister - und dass ist der Abschluss dieser Arbeit – im System allein gelassen. Es ist demnach nicht der Wissenschaftsethos der (einer These Lutz Musners zufolge) verloren geht, sondern der Schutz der Individuen, die sich in einem ungesicherten Raum einem Thema hingeben und sich auf diese Weise einem System ausliefern, das die Ressource Mensch zu einem Kapital gemacht hat. Um dieser Entwicklung entgegen zu wirken, hält es die Autorin für unabdingbar die erworbenen Kompetenzen der Geistes-, Sozial- und KulturwissenschaftlerInnen gewinnbringend einzusetzen und sich an einer öffentlichen Debatte um eine Reorganisation der Universitäten zu beteiligen.

Lebenslauf



Judith Andrea Berkhout

15.06.1984 Oldenburg,

Deutschland

E-mail: j.berkhout@gmx.de

Bildungsweg

2007 - 2013

Studium der Europäischen
Ethnologie, Wien

2003 - 2006

Besuch der Max-Brauer-
Gesamtschule, Hamburg

1995 – 2001

Besuch der Integrierten
Gesamtschule Flötenteich,
Oldenburg

Auslandsaufenthalte / Praktika

Februar 2009 – Mai 2009

Praktikum im Museum of
Man, San Diego, USA

September 2006- Dezember 2006

Praktikum in der
Redaktion des Pester
Lloyd, Budapest,
Ungarn

Juni 2002- April 2003

Besuch der Hardanger
Folkehøgskule, Lofthus,
Norwegen

Juni 2001- April 2002

Arbeit in einem Reithotel,
Jedburgh, Schottland

Beschäftigungsverhältnis an der Universität Wien

01.10.2010 – 28.02.2011 Tutorin im Proseminar Kulturtheorien unter der Leitung von Klara Löffler

01.03.2010 – 13.07.2010 Tutorin im Proseminar Kulturtheorien unter der Leitung von Klara Löffler, Tutorin im Proseminar Forschungsfelder unter der Leitung von Bernhard Fuchs

Aufsätze

Judith Berkhout, Klara Löffler, Maria Takacs: Dahinter, daneben, darüber hinaus. Abseits im Fokus der Europäischen Ethnologie. In: ZQF Zeitschrift für Qualitative Forschung. Jg. 11, Nr. 2 (2010): Das forschende Lernen in der Biographieforschung - Europäische Traditionen.

Judith Berkhout, Magdalena Urbanczyk: Über die Notwendigkeit zur Eigeninitiative. Oder: Zur richtigen Zeit am richtigen Ort zu sein, hat nichts mit Glück zu tun. In: Laura Hompesch, Martin Jonas, Judith Punz, Anna Stoffregen (Hg.): Aus dem Tagungskoffer. Reflexion einer Studierendentagung. Wien 2009.

Soziales Engagement an der Universität

Für zwei Jahre war ich eine von drei StudienrichtungsvertreterInnen am Institut für Europäische Ethnologie in Wien. Im ersten Semester leitete ich zusammen mit einer Kommilitonin einen dreitägigen Workshop zum Thema Berufsperspektiven und Karrierechancen in unserem Fach, der im Rahmen eines Studierendentreffens von der „Deutschen Gesellschaft für Volkskunde“ unterstützt wurde.